

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 12/13

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. Juni 1951

INHALT: Ein neues christliches Zeitalter?: Lombardis Buch *Per un mondo nuovo* — Kommt das Zeitalter Christi? — Zeitenwende — Lombardis Gesetz vom «Umschlag» — Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit.

Die Entwicklungslehre im Lichte der Enzyklika «Humani generis»: Die Betätigung des kirchlichen Lehramtes im allgemeinen und im vorliegenden Falle — Der historische Standpunkt der Bibel und der Theologie — Der Siegeszug der Naturwissenschaften — Die Auseinandersetzung zwischen Theologie und Naturforschung — Ausblicke.

Lebendige kirchliche Kunst (Schluss): Schöpferische Kräfte der Gegenwart. Eine programmatische Interpretierung der architektonischen Bemühungen — Neue Kirchenbauten: Hirzbrunnen, Basel; Riehen; Zürich-Hard — Kunst und religiöse Glaubenskraft.

Ex urbe et orbe: Der geistige Einfluss Asiens: Kulte und Weisheitsschulen, neue Gnosis — Frankreich: Semaine des intellectuels: Die Dimension der Hoffnung.

Biblica.

Buchbesprechungen: Rahner K. — Ungern-Sternberg.

Ein neues christliches Zeitalter?

P. Lombardi fasst in seinem neuesten Buche* die Ergebnisse und Erkenntnisse seiner Arbeit in den letzten zwölf Jahren zusammen. Der Widerhall seiner Tätigkeit war ganz aussergewöhnlich. Der Redner hatte in Vortragsälen begonnen, dann auf die Theater und Kinos hinübergewechselt. Schliesslich musste man hinaus auf die freien Plätze. Dann wurde aus dem mehr Zufälligen eine systematische Arbeit, indem einzelne Regionen zusammengefasst wurden. Dann ganz Italien. Schliesslich griff die Bewegung über die Grenzen Italiens hinaus. Es folgten die Vortragsreisen in Oesterreich, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, in USA und Kanada. In Italien wurden während der Vorträge und Predigten oft sämtliche Kirchen einer Stadt durch Lautsprecher zu einer Einheit verbunden. Und im Dezember des vergangenen Jahres hielt P. Lombardi eine Art Volksmission für ganz Italien. Jeden Abend um 18.30 Uhr sprach er über den staatlichen italienischen Sender zu Millionen von Zuhörern.

Schon seit einiger Zeit geht es aber dem Redner um etwas Grösseres. Seine Vortragsreisen durch die verschiedenen Länder — dieses Jahr gedenkt er vom September bis Weihnachten in den verschiedenen Staaten Südamerikas zu sprechen — haben in ihm den Gedanken reifen lassen, eine Art Planung für die Neugestaltung der Welt vorzunehmen. Dieser Plan ist nun in seinem neuesten Buch «*Per un mondo nuovo*» skizziert. Dementsprechend zerfällt das Werk in zwei Teile. In einem ersten Teil wird das Ziel gezeigt, das heisst die neue Welt in ihren Umrissen gezeichnet. Der zweite Teil behandelt den Weg zu diesem Ziel, das heisst die Methode, nach welcher das Programm verwirklicht werden könnte.

Eine Auseinandersetzung mit diesem Werk ist unumgänglich.

Um ehrlich zu sein, muss ich gestehen, dass man das Buch nach der ersten Lesung eher enttäuscht aus der Hand legt. Die Darlegungen sind zu breit, voll ermüdender Wiederholungen und enthalten, jedenfalls für uns in den Ländern nördlich der

Alpen, viele Selbstverständlichkeiten. Es wird im ganzen wohl auch zu wenig Rücksicht genommen auf die konkrete Wirklichkeit der bereits bestehenden Organisationen, Werke, Institutionen, die nicht ohne schwere Schädigung einfach über Nacht umgestaltet werden könnten. Der Verfasser hat zu sehr die italienischen Verhältnisse im Auge und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass seine Vortragsreisen ihn zu wenig über die ganz anders gelagerten Verhältnisse anderer Länder informiert haben. In der Planung ist wohl auch etwas zu viel Vertrauen auf das Organisieren gesetzt, ein Vertrauen, das gerade wir stark vermindert haben. Hätte der Verfasser sein Buch wesentlich gekürzt, oder noch besser, nicht eigentlich ein Buch, sondern eine kurze, gedanklich zusammengeballte, in der Formulierung scharf gemeisselte Programmschrift veröffentlicht, so hätte er mit diesem Weniger vielleicht mehr erreicht.

Liest man dann aber das Buch zum zweiten Mal, um mit Weglassung der gelegentlich rhetorischen Verbreiterungen und aszetischen Ermahnungen die eigentlichen Hauptthesen herauszuarbeiten, so ergeben sich doch ganz wesentliche Fragen und Vorschläge, die durchgesprochen, durchberaten und mit Berücksichtigung der jeweiligen örtlichen und nationalen Verhältnisse auch durchgeführt werden könnten und sollten. In vielen Einzelheiten, ja auch in wichtigen Dingen, können und werden viele anderer Ansicht sein. Aber das darf eine Auseinandersetzung mit den Forderungen Lombardis nicht verhindern, zumal die wesentlichen Forderungen die Sympathie höchster kirchlicher Stellen geniessen.

In diesem zwar kritischen, aber doch aufbauenden Sinn sollen im folgenden einige Thesen dieses Buches besprochen werden. Wir wissen, dass P. Lombardi mit einer solchen Art der Auseinandersetzung durchaus einverstanden ist. Die Dinge können auf diese Weise ins Rollen gebracht werden, ohne dass man Illusionen nachläuft und ohne etwas zu überstürzen oder Dinge gewaltsam zu «machen», die nur allmählich reifen können.

Beginnen wir mit einer ersten Frage: Kommt «das Zeit-

* Padre Lombardi, «*Per un mondo nuovo*». Edizione «La Civiltà Cattolica», Roma, 711 Seiten.

alter Jesu»? Lombardi behauptet es mit unerschütterlicher Sicherheit und einem beglückenden Optimismus. Ja, diese Überzeugung ist für ihn der Ausgangspunkt und das Ziel und ist in seinem Buch das ständig wiederkehrende Leitmotiv. Schicken wir voraus, dass wir für unsere Verhältnisse die Frage besser formulieren würden: «Kommt ein christliches Zeitalter»? Denn ein «Zeitalter Jesu» klingt im Italienischen sehr gut, hat aber im Deutschen etwas Pietistisches und Sektärerisches an sich. Überhaupt ist zu hoffen, dass eine deutsche Übersetzung des Buches auf deutsche Ohren und Geister entsprechend Rücksicht nimmt und aus diesem Grunde auch die Illustrationen weglässt oder durch bessere ersetzt.

Lombardi beruft sich bei seiner Behauptung vom Kommen eines christlichen Zeitalters darauf, dass er dieses Kommen gesehen und geschaut und diese seine Schau erst nachträglich mit Verstandesüberlegungen und Argumenten unterbaut habe. Dieses Schauen ist entweder Mystik oder Intuition. Bei Lombardi ist beides möglich. Denn dass bei seiner Tätigkeit etwas Charismatisches mitspielt, scheint offenkundig. Und dass er in seinem Denken eine mehr intuitive als logisch analysierende Kraft hat, ist gerade aus diesem Buch wieder ersichtlich. Aber beides, Mystik und Intuition, ist für einen Leser und Hörer nicht verpflichtend. Es müssen somit die Argumente geprüft werden.

Dass ein neues Zeitalter anbricht, ist eine Behauptung, die heute von vielen vertreten wird und für deren Richtigkeit sehr vieles spricht. Wir stehen an einer Zeitenwende. Die mehr vom Sozialen herkommenden Erwägungen Lombardis könnten hier nach verschiedenen Richtungen hin erweitert werden. Da ist einmal das neue Weltbild der Physik. Die sogenannte Neuzeit hat ebenfalls mit einem neuen physikalisch-astronomischen Weltbild unter Galilei begonnen. Es war ausserdem die Zeit, da man geographisch neu denken lernte, weil die Existenz neuer Erdteile in das Bewusstsein der europäischen Menschheit trat. So empfinden wir auch heute geographisch wieder neu, weil die Erde klein geworden ist und die Distanzen von Kontinent zu Kontinent keine Bedeutung mehr haben. Wir verfügen ausserdem durch die Entfaltung der Atomenergie über neue Kräfte, deren Bedeutung und umgestaltende Kraft noch kaum richtig erfasst ist. Dazu kommt ein neues Lebensgefühl der heutigen Menschheit. Das Zeitalter des Individualismus mit seinem starken Persönlichkeitsbewusstsein, einem ungehemmten Freiheitswillen und dem Autonomiegedanken der liberalen Ära hat seinen Höhepunkt längst überstiegen und weicht einem neuen Willen zur Gemeinschaft. Dieser Gemeinschaftsgedanke hat seine Auswirkung nicht nur im Sozialen, Wirtschaftlichen und Politischen, sondern auf allen Gebieten des kulturellen Lebens. Wir haben weiterhin eine neue Kunst mit ihren noch tastenden, aber doch bedeutsamen Versuchen in Musik, Malerei, Architektur. Und schliesslich ist auch das Ende des Kolonialgedankens durch das Erwachen der Millionen und ihren Willen zu nationaler Selbständigkeit in Asien und Afrika Anfang einer neuen Epoche der Weltgeschichte. Die zwei Weltkriege, die Erschütterungen durch Faschismus, Nationalsozialismus, Bolschewismus sind nur mächtige Erdstösse, welche zeigen, dass im Inneren alles in Bewegung geraten ist.

Selbst innerhalb der Kirche, die doch in ihrem Schreiten sehr traditionsgebunden ist und nichts überstürzt, sondern wartend und wägend die Dinge beurteilt, ist dieses Vorwärtsdrängende zu spüren. Etwa in den neuen Wegen und Versuchen der Pastoration, im Willen zu einer Neugestaltung der Gottesdienste und auch in den Versuchen einer «neuen Theologie». Die Enzyklika «*Humani generis*» hat die Fehlentwicklungen zurückgewiesen und vor Fehlschritten gewarnt aber zugleich aufgefordert, sich mit den neuen Fragen und Verhältnissen ehrlich und ernstlich auseinanderzusetzen. Wenn Romano Guardini in seinem Buch «Das Ende der Neuzeit», Theodor Steinbüchel in seinem Werk über «Die christliche Lebenshaltung in der Krisis der Zeit und der Menschen» und früher schon René Guénon in seiner Schrift über «Die Krisis der

Neuzeit» von einem neuen Zeitalter gesprochen haben, so ist daraus und aus anderen ähnlichen Werken ersichtlich, dass das Buch Lombardis nur eine Stimme unter vielen ist und dass mehr und mehr die allgemeine Überzeugung vom Beginn eines neuen Zeitalters zum Durchbruch gekommen ist.

Wird es aber ein christliches Zeitalter sein? Hier beginnt die eigentliche Diskussion. P. Lombardi begründet seine Behauptung mit zwei Überlegungen. Die erste besteht in der Tatsache, dass die bisherigen Lösungsversuche gegenüber den Aufgaben der Gegenwart versagt haben, der Katholizismus dagegen die Antwort auf die Fragen und die eigentliche Lösung der Probleme besitzt. Er zeigt dieses Versagen in der Gegenüberstellung von Kapitalismus und Kommunismus, führt aus, dass weder der Liberalismus noch der totalitäre Kommunismus die Situation zu meistern imstande seien, dass die Probleme im sozialen und politischen Leben weiter bestehen und zu einer Lösung drängen. Die katholische Antwort liegt einerseits in der Theorie und den Grundsätzen, andererseits in der Tatsache, dass der Katholizismus nicht nur Theorie und Prinzipiensammlung ist, sondern dass in der Kirche der menschgewordene Gott Himmel und Erde, Ewigkeit und Zeit, Geist und Materie verbindend in Jesus Christus Wirklichkeit ist. Das Christentum war lange Zeit zu sehr vom Erdhaften der sozialen und politischen Problematik losgelöst. Der Atheismus andererseits hat das Erdhafte von Gott losgelöst. Und so drängt nun alles zu einem christlichen Zeitalter, in welchem das Christentum die irdischen Probleme zu einer Lösung führt.

So richtig diese Überlegungen sind, so ergibt sich daraus doch nur die Schlussfolgerung, dass die Erkenntnis vom Versagen der bisherigen Lösungsversuche und von der Richtigkeit einer christlichen Lösung ein christliches Zeitalter als höchst wünschenswert betrachtet, mit andern Worten dass ein christliches Zeitalter kommen kann und, wenn irgend möglich, auch herbeigeführt werden sollte. Es ergibt sich aber nicht daraus, dass dieses Kommen auch Wirklichkeit sei, denn von der Möglichkeit und Wünschbarkeit ist noch ein weiter Schritt bis zur Wirklichkeit.

Dass es Wirklichkeit werde, beruht bei Lombardi auf dem zweiten Grundgedanken. Er betont das allgemein gültige Gesetz der Heilsordnung, dass durch Gottes Gnade das Böse zum Guten umgewandelt wird. Dass also Gott das Böse zulässt, um daraus Gutes zu machen. Je grösser das Böse, desto radikaler der Umschlag zum Guten. Nun aber hat das Böse gerade im Bolschewismus der Praxis und im atheistischen Nihilismus der Theorie einen Höhepunkt erfahren. Also ist jetzt mit dem Umschlag in das Gute eines positiv eingestellten christlichen Zeitalters zu rechnen.

Besteht diese Überlegung zu recht? Es ist ausser Zweifel, dass der göttliche Faktor auch im menschlichen Geschehen und somit auch in der Weltgeschichte, entscheidend ist. Mensch und Menschheit sind nicht imstande, das Werk Gottes zu zerstören. Und Gottes Liebe ist so gross, dass er aus Gnade das zerstörende Tun des Menschen immer wieder umwandelt durch die aufbauende Kraft seines göttlichen Tuns. Und so wird menschliches Versagen zu einem göttlichen Siegen. Die Optimisten haben unrecht, wenn sie in der Entwicklung der Menschheit einen ständigen Aufstieg sehen. Die Pessimisten haben ebenso unrecht, wenn sie einen unaufhaltsamen Zerfall feststellen wollen. Auch die Oberflächen-Beurteiler täuschen sich, wenn sie einen gleichmässigen Wellengang der Geschichte, ein ständig gleiches Auf und Ab erkennen wollen. In Wirklichkeit ist es durch alle Jahrtausende der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gut und Böse, zwischen satanischen Mächten und göttlichen Kräften. Und die Kurve verläuft so, dass in den Einzelepochen ein Abstieg da ist, weil der «Fürst dieser Welt» sein Zerstörungswerk nie aufgibt, dass aber trotzdem, aufs Ganze gesehen, ein wenn auch im Letzten unsichtbarer Aufstieg der Kurve da ist, weil Gott

immer stärker ist als Satan. Das Reich Gottes wächst beständig. Es ist weiterhin richtig, dass dieser Aufstieg einem immer wieder erneut folgenden Eingreifen Gottes zu verdanken ist, so dass das jeweilige Absinken der Kurve durch dieses Eingreifen der Gnade zu einem Aufstieg wird. Und zwar so, dass der neue Wellenkamm höher steht als der vorausgehende. Es gibt also diese Umschläge innerhalb der Geschichte. In der Bibel sind sie vor allem gezeichnet durch den Bund Gottes mit Noah nach der Sintflut, durch die Berufung Abrahams, durch die Sendung des Moses und den Bund am Sinai, durch die Rückkehr Israels aus dem Exil. Der entscheidende Umschlag durch das entscheidendste Geschehen der Geschichte ist die Menschwerdung Gottes und damit die Fülle der Zeit. Da aber Jesus Christus in seinem mystischen Leib, der heiligen Kirche, weiterlebt und weiterwirkt, haben wir ein übernatürliches, göttliches Element, das in der Geschichte auf dieser Erde weiterwirkt und immer wieder die geheimnisvollen Erneuerungen und damit Umschläge kirchengeschichtlicher Epochen bewirkt. So ist der Optimismus gerechtfertigt. Aber es darf kein falscher Optimismus sein, denn wir wissen aus der Apokalypse und aus den Worten des Herrn selbst, dass auch wieder grosse Abstürze erfolgen, vor allem am Ende der Zeiten mit «dem grossen Abfall» und der Wirkkraft des Antichrist. Das zweite Kommen Christi, das die Fülle der Zeit zur eigentlichen Vollendung führt, bringt den letzten und grössten Umschlag, wenn durch das Erscheinen des Herrn der neue Himmel und die neue Erde geschaffen werden, die Zeit übergeht in die Ewigkeit und der Triumph des Guten endgültig wird.

Das ist, aufs Ganze gesehen, die Entwicklung der Geschichte in theologischer Beurteilung.

Ist es also richtig, dass solche Umschläge zu neuen Zeitaltern erfolgen, so wissen wir doch keineswegs, wann jeweils der Zeitpunkt für eine solche gottgegebene Wende da ist. Es gibt keinen bestimmten Rhythmus, der sich errechnen liesse. Wenn es auch ein Gesetz ist, dass Gott das Böse zum Guten lenkt, ein Gesetz, das im Umschlag von Karfreitag auf Ostern, also im Mysterium des Kreuzes, mit der Wendung des Gottesmordes zum Gottessieg am sichtbarsten geworden ist, so können wir doch nie mit Bestimmtheit sagen, wann im Einzelfall ein solches Eingreifen Gottes erfolgen wird. Gewiss haben Atheismus, Materialismus und Nihilismus heute einen gewissen Höhe- oder besser einen Tiefpunkt erreicht. Aber man kann nicht mit Gewissheit sagen, dass es einer jener Tiefpunkte sei, die Anzeichen entscheidender Wende sind. Es ist durchaus denkbar, dass neue Irrtümer und Irrwege eine neue Scheinlösung herbeizuführen suchen. Wer hätte beispielsweise vor 50 Jahren mit dem Versuch des Faschismus und National-

sozialismus gerechnet? Man hätte auch damals sagen können, die menschliche Überheblichkeit habe in der Verkündigung der Autonomie und der Schaffung einer Kultur ohne Gott einen solchen Tiefstand gebracht, dass schon damals ein Umschlag zu einem christlichen Zeitalter zu erhoffen und zu erwarten gewesen wäre. Und doch kam ein halbes Jahrhundert mit neuen Irrtümern. Wer möchte mit Gewissheit behaupten, dass nicht ähnliches mit anderen Versuchen unternommen werde? Man wird also kaum mit Sicherheit von dem unmittelbar bevorstehenden Anfang eines christlichen Zeitalters reden können.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Möglichkeit eines solchen Zeitalters bestehe und auch gewisse Anzeichen zu einer Wende vorhanden seien. Man wird aber nicht mit Sicherheit diese Wende zu einem Zeitalter Jesu verkünden können. Wohl aber besteht für jeden gläubigen Christen neben der blossen Möglichkeit die Hoffnung auf diese Wende und darüber hinaus die Verpflichtung, mit allen Kräften daraufhin zu arbeiten, denn die Heilsordnung ist so, dass der Christ das Seine tun muss, dass er also nicht die Hände in den Schoss legen und einfach auf Gott warten darf. Hier scheint uns nun die Kraft und Berechtigung der Forderung Lombardis zu liegen. Sein Aufruf zu erhöhtem Einsatz, zur Zusammenfassung aller Kräfte zu optimistischem Arbeiten, ist berechtigt. Es ist ein Tiefstand erreicht, wenn man auch nicht sagen kann, es sei der Tiefstand. Somit besteht die Verpflichtung, den ganzen Einsatz zu machen, und zwar einen Einsatz, der nicht nur von dieser oder jener Gruppe ausgeht, nicht nur in diesem oder jenem Land unternommen wird, sondern einen Einsatz aller christlichen Kräfte auf der ganzen Welt. Wir können nicht mit Gewissheit sagen, dass nun ein christliches Zeitalter komme. Wir können und müssen aber mit Gewissheit sagen, dass die Forderung, ein christliches Zeitalter zu gestalten, an alle ergeht. Lombardi schreibt: «Insistiamo sulla realtà di un profondo e duratore rinnovamento dell'umanità in senso cristiano, che riteniamo essere alle porte e chiedere il concorso di tutti i migliori.» «Wir bestehen darauf, dass sich in Wirklichkeit eine tiefgehende und dauernde Erneuerung der Menschheit in christlichem Sinn vollzieht und halten daran fest, dass sie unmittelbar bevorsteht und die Zusammenarbeit der Besten fordert.» Wir möchten unsererseits den Akzent auf die letzten Worte legen: «Chiedere il concorso di tutti i migliori», denn hier ist wirklich der Einsatz der Besten erforderlich.

Lombardi begnügt sich aber nicht mit dieser allgemeinen Forderung, sondern geht in Einzelheiten, besonders auf sozialem Gebiet. Doch davon muss noch eigens die Rede sein.
Dr. Richard Gutzwiller

Die Entwicklungslehre im Lichte der Enzyklika «*Humani generis*»

1. Die Betätigung des kirchlichen Lehramtes im allgemeinen und im vorliegenden Falle

Gemäss dem Wort des Herrn an seinen Jünger Simon-Petrus: «Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke, und du deinerseits stärke deine Brüder!» (Lk 22, 32), sahen sich je und je und sehen sich die Nachfolger Petri immer noch von Zeit zu Zeit veranlasst, zu Lehren und Zeitströmungen, die zur geoffenbarten Glaubens- und Sittenlehre bald in offenem Gegensatz stehen, bald unter diesem oder jenem Gesichtspunkt für das kirchliche Lehrgebäude eine Gefahr bedeuten, Stellung zu nehmen und sie darin zu verurteilen und zurückzuweisen und die Gläubigen davor zu warnen, worin sie die echte Glaubens- und Sittenlehre gefährden. Dieses verwerfende Urteil ergeht bald in Form eines Verbotes

eines bestimmten Buches oder bestimmter Bücher; bald wird eine bestimmte Lehre durch ein päpstliches Rundschreiben verurteilt, in neuerer Zeit z. B. der Modernismus durch die Enzyklika «*Pascendi Dominici gregis*» (1907) des Papstes Pius X., der Kommunismus durch die Enzyklika Pius XI. «*Divini Redemptoris*» (1937); bald werden in einem ähnlichen Aktenstück eine Reihe von Lehren als ganz und gar oder doch unter einem gewissen Gesichtspunkt als irrig oder gefährlich bezeichnet; dieser Art war die Enzyklika Pius IX. «*Quanta cura*» samt dem damit verbundenen Syllabus von 80 verurteilten Sätzen (1864), und neuestens die Enzyklika Pius XII. «*Humani generis*» (12. Aug. 1950). Ähnlich wie der Syllabus Pius IX. in eine Reihe von Sätzen, die damals heftig umstritten waren, dem Katholiken, der sich von der

Kirche belehren lässt — andernfalls verdient er den Namen «Katholik» nicht mehr —, Klarheit und Sicherheit brachte, so auch die zuletzt genannte Enzyklika in den Fragen, die sich bzgl. des dialektischen Materialismus, des Idealismus, des Existentialismus, des Historizismus, des Relativismus und anderer «ismen» heute für den gebildeten Katholiken stellen. In diesem Zusammenhange gedachte der Papst auch des Evolutionismus oder der Entwicklungslehre, sofern diese auf den Menschen ausgedehnt wird.

Vorerst erklärt der oberste Lehrer der Kirche, diese lehne nicht im vorneherein die Annahmen, Mutmassungen und Arbeitshypothesen der Erfahrungswissenschaften ab; sie sei sogar gewillt diesen Rechnung zu tragen, soweit sie nicht der geoffenbarten Wahrheit mittelbar oder unmittelbar widersprechen. Dann fährt der Papst weiter: «Darum verbietet das kirchliche Lehramt nicht, dass die Entwicklungslehre, insofern diese nach dem Ursprung des menschlichen Leibes forscht, der aus einem bereits vorhandenen und belebten Stoffe hervorgegangen sein soll — dass die Seelen unmittelbar von Gott erschaffen werden, daran heisst uns der katholische Glaube festhalten —, nach dem heutigen Stand der Wissenschaft und der heiligen Theologie in den Untersuchungen und Auseinandersetzungen der Gelehrten in beiden Lagern behandelt werde; freilich unter der Bedingung, dass die Gründe, die zugunsten oder ungunsten der einen und der andern Auffassung sprechen, mit dem nötigen Ernst, mit der erforderlichen Mässigung und Zurückhaltung vorgetragen und abgewogen werden, und dass alle bereit seien, sich dem Urteil der Kirche zu fügen, der von Christus die Aufgabe zugewiesen worden ist, die Hl. Schrift authentisch (d. h. abschliessend und verpflichtend) zu erklären und die Glaubenslehren zu schützen.* Über diese Freiheit zu disputieren gehen einige in verwegendem Ansturm hinaus, indem sie sich so verhalten, als ob der Ursprung des Menschenleibes aus einem schon vorhandenen belebten Stoffe durch die bisher gefundenen Anzeichen (Indizien) und die daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen schon durchaus sicher und bewiesen sei und als ob in den Quellen der göttlichen Offenbarung nichts enthalten wäre, das in diesem Punkte nicht grösste Zurückhaltung und Vorsicht zur Pflicht machte.» Zur weitem Beleuchtung des Gesagten verweist die Enzyklika an der mit * bezeichneten Stelle auf die Ansprache, die der Papst am 30. Nov. 1941 vor der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften gehalten hat, in der er betonte, dass die zahlreichen Forschungsergebnisse der Paläontologie, der Biologie und der Morphologie (d. h. der Zweige der Naturwissenschaften, die sich mit den altzeitlichen Lebewesen, mit der Lebensweise und der Formgestaltung der Lebewesen überhaupt befassen), soweit sie den Ursprung des Menschen betreffen, bis heute nichts positiv Sicheres und Gewisses zutage gefördert hätten. — Im folgenden lehnt die Enzyklika den Polygenismus ab, der einen mehrstämmigen Ursprung des Menschen annimmt, weil dadurch die allgemein christliche und katholische Lehre von dem Sündenfall der ersten Menschen und die damit zusammenhängende Lehre von der Allgemeinheit der Erbsünde und der Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit in Zweifel gezogen und in Frage gestellt wird.

Wie aus der angeführten Stelle über die Entwicklungslehre hervorgeht, unterscheidet der oberste Lehrer der Christenheit ganz klar zwischen dem sog. philosophischen und dem naturwissenschaftlichen Evolutionismus. Der erstgenannte lässt den ganzen Menschen, also auch die menschliche Seele, kraft innerer Entwicklungsanlagen und -Gesetze naturnotwendig aus der Tierwelt hervorgehen. Da hierin krasser Materialismus und nackter Atheismus oder Monismus zutage tritt, ist der philosophische Evolutionismus mit dem katholischen und christlichen Glauben unvereinbar. Anders ist es mit der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre, die sich nur mit dem Leibe des Menschen befasst und die Frage aufwirft, ob und auf welche Weise, ob ohne oder mit einem

besondern Eingriff des Schöpfers, der Menschenleib aus einem höheren Tiere hervorgegangen sei. Die vorhin angeführte Stelle der Enzyklika drückt sich darüber wohl sehr vorsichtig und zurückhaltend aus, aber unter Wahrung jener Vorsichtsmassregeln, die sowohl die Unantastbarkeit des katholischen Glaubens wie die Würde der Wissenschaft erfordern, gibt der Papst die Diskussion darüber den Vertretern der einschlägigen heiligen und profanen Wissenschaften frei.

2. Der historische Standpunkt der Bibel und der Theologie

Wie die Enzyklika betont, geht die Frage nach der Herkunft des Menschenleibes nicht nur die profane Wissenschaft, sondern auch die überlieferte Glaubenslehre an. Denn über den Ursprung des Menschen berichten auch die zwei ersten Kapitel von 1. Mos (oder Gn = Genesis), also die ersten Blätter der göttlichen Offenbarungsurkunde: Im Bericht des Sechstageswerkes (Gn 1, 1 — 2, 4a) wird die Erschaffung des Menschen im Rahmen und als Abschluss des ganzen Schöpfungswerkes erzählt (1, 26 f.), und der Bericht über die Erschaffung des ersten Menschenpaares in Gn 2, 7 — 23 ist der erste Abschnitt der Geschichte der ersten Menschheit (Gn 2-4). Mögen die beiden Berichte in dem, was sie über das Wesen des Menschen, seine Stellung in der sichtbaren Schöpfung und sein Verhältnis zu Gott, aussagen und andeuten noch so sehr übereinstimmen: die Verschiedenheit in den Gottesnamen, in der Rede- und Darstellungsweise und nicht zuletzt in dem zugrunde liegenden Weltbild erweist die beiden Berichte als literarisch völlig unabhängig voneinander, und daher ist jeder von ihnen aus sich selber und aus seiner nächsten literarischen Umgebung heraus und nicht mittels des andern Berichtes zu erklären. Nach dem Sechstageswerk-Bericht beschliesst Elohim (= Gott) die Erschaffung des Menschen als des Hcrlin der sichtbaren Schöpfung erst, nachdem die Erde mit allen Pflanzen und Tieren ausgestattet ist, und hochfeierlich berichtet der priesterliche Verfasser des Sechstageswerkes: «Und Gott erschuf den Menschen, nach seinem Bilde erschuf Er ihn, als Mann und Frau erschuf Er sie» (1, 27). Ganz anders der zweite Bericht: «Noch war kein Feldgewächs gesprosst, weil es noch nicht geregnet hatte und weil kein Mensch da war, die Erde zu bebauen. Da formte Jahwe-Elohim aus dem Staub der Erde den Menschen, den ersten Mann, und hauchte ihm in die Nase den Lebensodem (2, 7), versetzte ihn in den Paradiesgarten, damit er diesen bebaue und pflege (2, 15). Darauf formte Jahwe-Elohim aus demselben Erdboden die Tiere und führte sie dem Menschen zu, damit er sie benenne und so seine Herrschaft über sie ausübe (2, 19, 20a). Als dann der Mann gewahr wurde, dass das Gegenstück zu ihm fehle, das er überall in der Tierwelt wahrnahm, und dass ihm somit eine Gehilfin und Lebensgefährtin mangle, da entnahm ihm Jahwe-Elohim in einem Tiefschlaf einen Körperteil, eine Rippe(?), und baute diesen zur Frau aus, die Er ihm zuführte und in der der erste Mann die Ergänzung fand, die er bisher vermisste (2, 20b—23).

Diese Darstellung der Erschaffung des ersten Menschenpaares wurde nun, wie nicht anders zu erwarten, massgebend sowohl für die weiteren alt- und neutestamentlichen Stellen, die irgendwie vom Ursprung des Menschen handeln (z. B. Tob 8, 6; Is 64, 7; Prd 12, 7; Ps 103, 14; 1. Kor 11, 12), wie für die Theologie der Juden und der Christen. Bei der theologischen Auswertung zeigten sich höchstens darin Unterschiede, dass die einen die grundlegenden Stellen mehr wörtlich verstanden, die andern dagegen der stark anthropomorphistischen Redeweise von Gn 2 mehr Rechnung trugen und die Vorstellung, Gott habe den Menschenleib mit Händen wie ein Töpfer geformt, als kindisch abwies (so der hl. Augustin). Aber an der unmittelbaren Erschaffung des Menschen durch Gott hielten alle offenbarungsgläubigen Juden und Christen fest, und sie hatten umso weniger Grund davon abzugehen, als auch die heidnischen Kulturvölker des Altertums

unter denen sie lebten, die Babylonier, die Ägypter, die Perser, die Griechen, das erste Menschenpaar als das unmittelbare Werk der Götter hinstellten. Überdies hatten die Kirchenväter, die Schöpfer der christlichen Theologie, weder einen Grund noch die Möglichkeit, in den einschlägigen biblischen Berichten zwischen Lehrgegenstand und Lehrmittel zu unterscheiden, den Sinn und Lehrgehalt der biblischen Erzählungen und Schilderungen einerseits und die Art und Weise der Einleitung andererseits fein säuberlich auseinanderzuhalten. Das unvollkommene Weltbild, das überall in der Hl. Schrift zutage tritt, ist das des alten Orients; ein anderes kannten die biblischen Verfasser nicht, und hätte ihnen Gott das richtige geoffenbart, so wären sie von denen nicht verstanden worden, für die sie zunächst schrieben.

So war es psychologisch unausbleiblich, dass, wie in der (Natur-)Philosophie, so auch in der Theologie der Väterzeit und der Scholastik die eigentliche Lehre von der Welt und das Weltbild bzw. das Weltsystem selber eine organische Einheit bildeten. Daraus erklären sich nun ohne weiteres die scharfen Gegensätze zwischen dem Lager der Theologen und dem Lager der Naturforscher, als die mit dem Frauenburger Domherrn Niklaus Kopernikus (1473—1543) anhebende neuere Astronomie diese bisherige Einheit in Frage zu stellen anfang. Der Umstand, dass sich anfänglich für das heliozentrische Weltsystem zwingende Beweise noch nicht erbringen liessen — dazu fehlten noch die Methoden und die Instrumente —, und noch mehr das unkluge und draufgängerische Vorgehen des Hofastronomen von Florenz, des Galileo Galilei (1564—1642), wirkten sich im ersten Galilei-Prozess (1616) dahin aus, dass das heliozentrische Weltsystem von der römischen Inquisition als schriftwidrig erklärt und verboten wurde, und dieses Urteil wurde im zweiten Prozess (1632) bestätigt. So durften sich jene Philosophen und Theologen, die nur als wahr anerkannten, was sie in den (profanen und theologischen) Schriften der alten Autoritäten und in der Hl. Schrift vorfanden, weiter im ungestörten Besitz des überlieferten Lehrgebäudes wähen.

3. Der Siegeszug der Naturwissenschaften

Dieser Ausgang des Galilei-Handels, so verständlich und entschuldbar er unter den gegebenen Umständen sein mag, wirkte sich in der Folge für die katholische Wissenschaft sehr verhängnisvoll aus.¹⁾ Zunächst unterliessen in Italien, das bisher in den Naturwissenschaften die Führung innehatte, die Physiker und Astronomen notgedrungen eine Forschung, die sie mit der Inquisition in Konflikt bringen musste, denn mit dieser «war nicht zu spassen». Dadurch ging die Führung in der Naturforschung an den mehrheitlich reformierten Norden (Frankreich, England, Holland und später auch Deutschland) über, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts übernahmen ausgesprochene Freigeister die Führung und behielten sie bis in unser Jahrhundert hinein. So verlor die katholische Theologie den orientierenden Einfluss auf die profanen Wissenschaften, den sie bisher auf diese ausgeübt hatte, verlor vielfach auch den Kontakt mit der profanen Forschung und wurde durch deren gar nicht selten stark offenbarungsfeindlichen Geist geradezu in die Opposition hineingedrängt. Durch die theoretischen Folgerungen aus dem 1687 von Isaak Newton entwickelten Gesetz der Massenanziehung und durch die 1728 von James Bradley entdeckte Aberration des Lichtes der Fixsterne war das heliozentrische Weltsystem ausser allen Zweifel gestellt, und wohl oder übel durften fortan die Theologen das geozentrische Weltbild der Bibel nicht mehr als Lehrgegenstand und damit als Glaubenslehre bezeichnen. Aber wie weit die Schrifterklärer, die Apologeten und Dogmatiker mit dem Abbau des antiken Weltbildes gehen wollten,

das nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich sehr eng war und zu dem auch die sukzessiven (aufeinanderfolgenden) Schöpfungsakte und die Konstanz (Unveränderlichkeit) der Arten gehörten, das hing einerseits von der geistigen Weite der betreffenden Vertreter der Theologie und ihren Kenntnissen in den Naturwissenschaften ab, andererseits aber auch von dem Geiste, der die jeweilige Naturforschung beherrschte. Je offenbarungsfeindlicher und aprioristischer sich während des ganzen 19. Jahrhunderts und noch während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts die Koryphäen der Naturforschung gebärdeten, umso weniger hatten die Theologen, die Schrifterklärer wie die Dogmatiker und Apologeten im allgemeinen Grund, vom herkömmlichen und überlieferten Standpunkte abzugehen: ja, die von ihnen erhobenen Einwände und Schwierigkeiten bezweckten eigentlich nur, die Naturforscher davon abzuhalten, voreilige Schlüsse zu ziehen und blosser Indizien (Anzeichen) als Beweise, vorläufige Annahmen (Hypothesen) als bewiesene Sätze (Thesen) zu nehmen, und damit erwiesen sie der ernsten Natur- (und Geschichts-)Forschung sogar einen grossen Dienst. Aber nicht wenige Theologen unterschätzten die Gefahr, die Naturforschung überhaupt zu wenig ernst zu nehmen und sie gerieten so förmlich «ins Hintertreffen»: Wie es war im Zeitalter Galileis in der Frage nach dem Weltsystem, so war es in der jüngsten Vergangenheit in der Entwicklungsfrage.

Die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre, nach der die Lebewesen von heute, mit Einschluss des Menschen, aus einfacher gebauten Lebewesen kraft innerer oder äusserer Ursachen hervorgegangen sind, ist das Ergebnis der um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnenden und im Laufe des 19. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung gelangten Wissenschaften der Paläontologie (Versteinerungskunde), der Morphologie, der Anatomie u. a. Der Franzose George Cuvier (1769—1832), der Begründer der vergleichenden Anatomie, wies in überzeugender Weise nach, dass die Abdrücke von Pflanzen und Tieren in den Erdschichten von Lebewesen herrührten, die in früheren Erdperioden gelebt hatten und bereitete damit dem sogenannten «Lusus naturae» ein verdientes Ende, jener Auffassung nämlich, die gelegentlich vertreten wurde, der Schöpfer selber habe, um die Gelehrten zu «narren», diese Spielereien in die Gesteine hinein erschaffen. Den unverkennbaren Wechsel in den Petrefakten der aufeinanderfolgenden Erdschichten schrieb er aber grossen Katastrophen zu, die jeweils eine Erdperiode beendigt hätten, und für jede neue Flora und Fauna nahm er auch eine neue Schöpfung an; die letzte dieser Katastrophen sei das Chaos von Gn. 1, 2 und die heutige Welt sei das Ergebnis des Sechstageswerkes. Demgegenüber zeigte der englische Geologe Charles Lyell (1797—1875) nicht minder überzeugend, dass zwischen der Pflanzen- und Tierwelt der aufeinanderfolgenden Erdschichten nicht die von Cuvier gelehrtten Bruchstellen bestünden, sondern dass vielmehr eine unbestreitbare Kontinuität herrsche. Damit gab Lyell der Entwicklungstheorie nicht geringen Antrieb, die bereits der englische Naturforscher und Dichter Erasmus Darwin (1731—1802) und noch mehr sein berühmter Enkel Charles Darwin (1809—1882), der Franzose Jean Lamarck (1744—1829) und der Deutsche Lorenz Oken (1779—1851; † in Zürich) aufgestellt und verfochten hatten. Lamarck und Ch. Darwin hatten auch versucht zu zeigen, wie die Entwicklung vor sich gegangen sei: Nach Lamarck bewirkte der Nichtgebrauch eine Rückbildung und Verkümmern der Organe und Gliedmassen, der intensive und einseitige Gebrauch deren Umformung; Darwin dagegen vertrat die «natürliche Auswahl (Selektion)»: Im Kampf ums Dasein blieben die Individuen erhalten, die irgendwie besser ausgerüstet waren, und die erworbenen Fähigkeiten und Eigenschaften vererbten sie weiter. Aber weder die eine noch die andere Erklärung bestand die Kritik der Philosophie und der Naturforschung; nur war mit der Widerlegung dieser Erklärungsversuche die Entwicklungslehre selber nicht abgetan, denn wie im toten, so auch im beleb-

¹⁾ G. Schnürer, *Kathol. Kirche und Kultur in der Barockzeit* (Paderborn 1937), S. 612—617, und Fr. Dessauer, *Der Fall Galilei und wir* (Luzern 1943), S. 44—82.

ten Stoffe fanden die Naturforscher immer neue Beweise der Kontinuität, und auch gottgläubige Forscher sprachen sich entschieden für die Abstammungs- oder Entwicklungslehre aus. Ch. Darwin selber schrieb in seinem grundlegenden Werke «Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl» (1859): «Es ist fürwahr eine grossartige Ansicht, dass der Schöpfer des Lebens, das uns umgibt, dieses nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat und dass, während unser Planet, den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend, im Kreise schwingt, aus so einfachen Anfängen sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Form entwickelt hat und sich immer noch entwickelt.» Mag die von Darwin angenommene natürliche Auslese noch so anfechtbar und unhaltbar sein: jedenfalls war die von ihm vertretene Abstammungslehre an sich durchaus theistisch, und es ist ein Verstoss gegen die Gerechtigkeit und die geschichtliche Wahrheit, wenn Darwinismus und Atheismus, wie es nicht selten im katholischen Lager geschehen ist, einander gleich gesetzt werden.

Materialistisch und atheistisch bzw. monistisch wurde die Abstammungslehre erst durch die ungläubigen Freunde und Fachgenossen Darwins in England und Deutschland, die ihn auch bestimmten, in den weiteren Auflagen seines eben genannten Werkes das Bekenntnis des Schöpfer-Gottes zu unterdrücken. Ausserdem dehnten sie, ganz im Dienste ihrer materialistischen und mechanistischen Weltanschauung, die Abstammungslehre auch auf den ganzen Menschen aus. Ihr beredtester Wortführer wurde Ernst Haeckel (1834—1919), 1861—1904 Prof. der Zoologie an der Universität Jena; unermüdlich im Aufstellen von hypothetischen Stammbäumen, schrak er gelegentlich auch vor eigentlichen Fälschungen nicht zurück.

4. Die Auseinandersetzungen zwischen Theologie und Naturforschung

Solchen Entgleisungen der Wissenschaft gegenüber kamen die Vertreter der Hierarchie und der katholischen Theologie nur ihrer Pflicht nach, wenn sie eine solche Entwicklungs- und Abstammungslehre als im Gegensatz zur Lehre der Heiligen Schrift und der ganzen kirchlichen Überlieferung stehend hinstellten. Schon im Jahre 1860 nahm das Provinzial-Konzil von Köln zu dieser Frage Stellung, und ihm folgte alsbald die wissenschaftliche Theologie: Exegeten wie Knabenbauer, Dogmatiker wie Scheeben und Apologeten wie Hettinger sprachen sich dagegen aus. Die theologischen Berater und die Väter des Kölner Konzils waren freilich noch vorsichtig genug, nur die Entwicklung einer unvollkommenen Natur in eine vollkommene durch eine von innen bestimmte Umwandlung (spontanea immutatio) als glaubenswidrig abzulehnen. Aber diese Vorsicht und Mässigung nahmen sich in der Folge nicht alle theologischen Gegner der Entwicklungslehre zum Muster; sie trugen meist viel zu wenig Rechnung dem Zusammenhang und der literarischen Eigenart der einschlägigen Schriftstellen und dem kulturellen Milieu der Väter-schriften und massen den stark subjektiven Konvenienzgründen ein übermässiges Gewicht bei.²⁾

Freilich, solange die wissenschaftlichen Vertreter der Kirche nur die unbewiesenen Behauptungen und die materialistische Einstellung der darwinschen bzw. haeckelschen Entwicklungslehre bekämpften, erfüllten sie nicht nur eine heilige Pflicht, sondern fanden auch den Beifall und die Unterstützung aller ernstesten und gewissenhaften Naturforscher. Insbesondere konnten sie sich auf die Feststellung berufen, die fortwährend

Rudolf Virchow (1821—1902), Direktor des pathologischen Institutes in Berlin, ebenso bekannt durch seine anthropologischen Forschungen wie durch seinen Unglauben, gegen die Stammbäume seines Kollegen Haeckel machte: Es fehlen die Zwischenglieder (missing link). Sie fanden eine gute Stütze in der Vererbungslehre, die P. Gregor Mendel OSA (1822—1884) als Lehrer der Naturgeschichte an der Oberrealschule in Brünn schon in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufgestellt hatte und die 1900 fast gleichzeitig die Botaniker Erich Tschermak (Wien), Hugo de Vries (Amsterdam) und Karl Correns (Leipzig) der Vergessenheit entrissen und ausbauten. Darnach vererbt sich in der Fortpflanzung nur, was bereits als Anlage in den Genen der Chromosomen der Keimzellkerne enthalten ist, und die von de Vries näher untersuchten sogenannten Mutationen (plötzlich auftretende Veränderungen) beruhen nur auf einer Umlagerung der Gene in den Chromosomen und begründeten höchstens eine neue Rasse, aber keine neue Art oder gar eine neue Gattung. Eine weitere starke Stütze erwuchs den christlichen Philosophen und Theologen in dem Vitalismus und der Ganzheits-Lehre des Hans Driesch (1867—1941), der im Laufe seiner intensiven biologischen Studien den Materialismus und Mechanismus seines Lehrers Haeckel überwand und seit Ende der zwanziger Jahre die Lehre vertrat, alle Lebewesen würden schon in ihrem Entstehen von immateriellen Prinzipien (Entelechien) geleitet, die nie bloss einen einzelnen Teil, sondern immer das Ganze «im Auge behielten».

Unter diesen Umständen ist es durchaus begreiflich, dass nicht wenige Vertreter der kirchlichen Wissenschaften die ganze Entwicklungslehre als wissenschaftlich überwunden betrachteten und in jeder Ausdehnung auf den Menschenleib, wenn nicht ein Attentat auf den christlichen Glauben und die Offenbarung, so doch einen bedenklichen Mangel an kirchlicher Gesinnung erblickten und darum auch eine förmliche Verurteilung der auf den Menschenleib ausgedehnten Abstammungslehre durch das kirchliche Lehramt herbeiwünschten. Nun hat der oberste Lehrer der Kirche in der eingangs angeführten Stelle der Enzyklika «*Humani generis*» gesprochen, freilich nicht in dem erwarteten genannten Sinne: Er hat zwar die Belange des Glaubens und der Theologie vollauf gewahrt, aber doch die Diskussion über die Entwicklungslehre den zuständigen Fachgelehrten frei gegeben. Darob waren aber nur die verwundert und enttäuscht, die nur die eine Seite des Problems sahen und sehen wollten; für diejenigen aber, die sich je und je die Mühe gegeben hatten, das ganze Problem vorurteilslos kennen zu lernen und die einschlägigen Forschungsergebnisse zu würdigen und zu berücksichtigen, war dieser Entscheid des Papstes eine grosse Befriedigung, Befreiung und Beruhigung.

Nicht bloss die Biologen waren die ganze Zeit am Werk gewesen, sondern auch die Paläontologen, und die von ihnen in allen Weltteilen gemachten Skelett- und Knochenfunde sowohl von echten Menschen wie von menschenähnlichen Tierarten (Hominiden) vermehrten nicht nur die Indizien, die gegen eine Abstammung sprachen, sondern auch die, die einer solchen eher günstig zu sein schienen. Den Pithecanthropus erectus, dem der Entdecker Eugen Dubois-Reymond (1891) den Platz zwischen dem Menschen und dem Affen angewiesen hatte, erwies die spätere Forschung als einen nahen Verwandten des Sinanthropus pekinensis (1929), dessen echte Menschennatur durch die Kulturreste ausgewiesen ist. Während bis in die jüngste Zeit in den aufgefundenen Schädeln, Unterkiefern und Becken bei den echten Menschen und den Hominiden unverkennbare Unterschiede feststellbar waren, verschwinden diese beim Australopithecus, von dem in den Jahren 1924—1949 in der Umgebung von Johannesburg in Südafrika fünf Funde gemacht wurden, in einem Masse, dass Dr. Josef Kälín, Prof. der Zoologie an der Universität Freiburg (Schweiz), dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit und

²⁾ Den Höhepunkt und wohl auch den Schlusspunkt dieser Art bilden die Invektiven des «*Turicensis*» gegen die «*Zootheologen*» in Nr. 32 der Schw. K. Z. 1950. — Konvenienzgründe können wirkliche Beweise wohl ansprechender machen, aber nicht ersetzen. Was Gott plant und wirkt, ist immer konvenient, auch wenn es nicht allen Menschen so zu sein scheint.

katholische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben sind, in dieser Affenart die präorientierte Materialursache des menschlichen Leibes erblickt und die Hoffnung mehr und mehr schwinden sieht, zwischen dem Leib des Menschen und des Tieres nach der morphologischen Seite hin ein sicheres Kriterium der Grenze zu finden und festzuhalten.³⁾ Mit allen Fachkollegen hält er daher mehr denn je an der Entwicklungslehre als an einer gut begründeten Arbeits- und Hilfs-Hypothese fest.

Zur gleichen Zeit werden aber auch aus dem Lager katholischer Biologen ähnliche Stimmen laut. In der «Revue philosophique de Louvain» (Febr.-Heft 1951) führt Dr. Albert Dondeyne, Prof. am philosophischen Hochschulinstitut zu Löwen, in der Studie: «Les problèmes philosophiques soulevés par l'Encyclique 'Humani generis'» die Äusserungen von Professoren der vergleichenden Anatomie und der Botanik an derselben katholischen Universität gerade über unsere Frage an. Für den Anatomen und Anthropologen G. Van derboek ergibt sich der Entwicklungsbegriff aus unzähligen Tatsachen, deren Tragweite nur der ermisst, der eine vertiefte Kenntnis zahlreicher Wissenschaften, nämlich der Anatomie, der Embryologie, der Histologie (Gewebelehre), der Zytologie (Zellenlehre), der Physiologie, der Genetik (Lehre vom Werden der pflanzlichen und tierischen Arten), der Paläontologie und der Geologie besitzt. «Je besser man die Lebewesen kennt, umso einleuchtender wird der Entwicklungsbegriff, und wer die vorliegenden Tatsachen kennt und versteht hat nicht das Recht, Nicht-Evolutionist zu sein, wenn er keine andere (natürliche) Erklärung der Tatsachen vorzubringen weiss.» — Nicht minder positiv drückt sich der Botaniker C. Müller aus: Freilich können die Biologen die Entwicklung nicht experimentell in den Laboratorien nachweisen; sie wissen auch, dass die entgegengesetzte Annahme, die der aufeinanderfolgenden Schöpfungen, logisch denkbar ist... aber logisch denkbar ist auch, dass die Verteilung der Fossilien (Petrefakten) eine Wirkung des Zufalls oder der aufeinanderfolgenden Schöpfungen ist, ohne dass die Arten miteinander biologisch verwandt sind. Nur muss, wer aufeinanderfolgende Schöpfungen annimmt, mindestens einräumen, Gott habe die Dinge in sehr befremdender Weise angeordnet, die Welt recht «vertrackt» eingerichtet und alles getan, um die Männer der Wissenschaft irre zu führen und an eine Entwicklung glauben zu lassen. — Fürwahr, wer sich mit einer solchen Auffassung von Gott als Schöpfer, mit der sich schon G. Cuvier erfolgreich auseinandersetzte, zufrieden geben kann, ist um seine geistige Genügsamkeit nicht zu beneiden.

5. Ausblicke

Mit der Feststellung, die einschlägigen Wissenschaften hätten über den Ursprung des Menschenleibes noch nichts Sicheres und Gewisses zutage gefördert,⁴⁾ hat Papst Pius XII. in dieser anthropologischen Frage die gleiche geistige Weite an den Tag gelegt, die er auch gegenüber andern Fragen der Wissenschaft, aber auch des sozialen, des politischen und wirtschaftlichen Lebens zeigt, und aus dieser geistigen Weite heraus wünscht er, dass die noch nicht abgeklärte Frage durch

³⁾ «Hochland», 44, 4; 1950. — Präordinierte Materialursache besagt, dass der Schöpfergott die betreffende lebende Materie eigens lenkte und auf die Aufnahme der menschlichen Geistseele vorbereitete. — Alle wirklichen Naturforscher, auch schon die alten, arbeiten mit Hypothesen, d. h. mit Annahmen, die sie fallen lassen oder ausbauen, je nachdem sie sich bewähren. Die Hypothesen, die sich in allen Stücken bewähren, werden zu Thesen. — Es war (und ist) eine völlige Verkennung der Eigenart und des Eigenrechtes der Naturwissenschaften, wenn einzelne scholastische Philosophen und Theologen diesem synthetischen oder induktiven Beweisverfahren, je nach dem Objekte, nicht dieselbe Berechtigung einräumen wollten (und teilweise noch wollen), wie dem analytischen bzw. deduktiven Verfahren.

⁴⁾ S. Ansprache an die feierliche Sitzung der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, 30. XI. 1941; ferner Enzyklika «Humani generis» vom 12. Aug. 1950.

die Zusammenarbeit aller dazu berufenen und befähigten Fachmänner einer Lösung entgegengeführt werde. Alle Katholiken, die aus dem Galilei-Fall etwas gelernt haben, begrüssen diese Stellungnahme ihres Lehrers und Vaters. Aber als oberster Hirte und Seelsorger muss der Papst auch wünschen, dass die Gläubigen aus der Behandlung und der Lösung der auch auf den Menschenleib angewandten Entwicklungsfrage keinen religiösen oder sittlichen Schaden nehmen. Darum weist er die in dieser Frage zuständigen Fachgelehrten auf gewisse Momente in der göttlichen Offenbarung hin, die in dieser Frage grosse Vorsicht und Mässigung anraten, ja zur Pflicht machen. Welches diese Momente seien sagt er nicht ausdrücklich; es ist also Sache der Theologen, insbesondere der Exegeten und der Dogmatiker, diese Momente herauszuarbeiten und geltend zu machen. Insofern der Dogmatiker seine Einwendungen bzw. Beweise aus der Hl. Schrift schöpft, ist er schliesslich auf den Exegeten angewiesen. Sofern er sich auf die Tradition beruft, hat er wohl zu überlegen, ob die Kirchenväter und Kirchenlehrer auf eine Frage, die zu ihrer Zeit noch gar nicht erörtert wurde und auch nicht erörtert werden konnte, eine Antwort zu geben im tande waren, die über das allgemeine Verhältnis des Menschen zu Gott hinausgeht. Eine solche Antwort müsste nicht nur die Sache selber berücksichtigen, sondern auch die Art und Weise. Ausserdem dürfte sie nicht nur die Sondermeinung eines einzelnen Lehrers sein. — Dass der Theologe Fragen wie die vorliegenden mit blossen Konvenienzgründen nicht wirklich lösen könne, wurde schon oben bemerkt.

Der Exeget, der sich mit der Entwicklungsfrage auseinandersetzen muss, denkt vor allem an die die Erschaffung des Menschen betreffenden Stellen in Gn 1 und 2. P. Augustin Bea S. J., der lange Jahre als Rektor an der Spitze des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom stand und Mitglied der päpstlichen Bibelkommission ist, der also in Bibelfragen als bestqualifizierter Fachmann zu gelten hat, behandelte in der römischen Bibelwoche 1948 in gewohnter gründlicher und sachlicher Art das anthropologische Problem von Gn 1 und 2. In den vom Bibelinstitut herausgegebenen «Questioni bibliche» liegen heute diese Konferenzen gedruckt vor. Als von einschlägigen Texten handelte P. Bea von Gn 1, 26, 27; 2, 7 und 2, 21—24. Von den beiden ersten Stellen muss er gestehen, dass sie, jede für sich genommen, für die Entwicklungsfrage indifferent seien, sie lassen sich sowohl im Sinne der Konstanz wie im Sinne der Deszendenz deuten oder besser: sie sind mit der einen und der andern Auffassung vereinbar. Anders ist es mit der Erschaffung der Frau (2, 21—24). Da weiss nämlich die Naturforschung bis heute keinen natürlichen Weg zu nennen, wie die Frau aus dem Mann stammen konnte; hier muss ein schöpferischer Eingriff stattgefunden haben. Dann liegt aber die Annahme recht nahe, dass auch bei der Erschaffung des Mannes der Eingriff des Schöpfers sich nicht auf die Einhauchung der Geistseele in einen bisher tierischen Leib beschränkt habe, besonders wenn man die Schwierigkeiten ins Auge fasst, die sich erheben, sobald man für diese Erhebung zur Würde des Menschenleibes das Embryonalstadium, das Jugendstadium oder das des ausgewachsenen Leibes in Betracht zieht.

Zur Zeit dürfen und müssen diese Einwendungen von seiten der Hl. Schrift gegen die auf den Menschenleib ausgedehnte Entwicklungslehre noch geltend gemacht werden, und es ist vorderhand noch nicht abzusehen, ob und wie sie sich lösen lassen oder ob sie sich behaupten werden. Sollte je der Naturforschung der Nachweis gelingen, dass, nicht zwar im eigentlichen, wohl aber in einem weitern Sinne, ein Tier der Vorfahre des Menschenleibes sei, so würden spätere Geschlechter mit den genannten anthropologischen Bibelstellen gerade so «fertig werden», wie wir heute mit den Bibelstellen «fertig werden», die die Erde als eine auf dem Ozean schwimmende Scheibe und den Himmel als festes Gewölbe hinstellen.

Vielleicht wird auch hier die Unterscheidung zwischen Lehrgegenstand und Lehrmittel zum Ziele führen, vielleicht eine andere Unterscheidung. Auch in diesem Punkte vermögen wir die Entfaltung der Wahrheit nicht voraussehen, so wenig wir die Entfaltung der gesamten toten und belebten Natur nach rückwärts und vorwärts zu überblicken vermögen. Nur eines vermögen wir fortwährend sowohl im Lichte des Glau-

bens wie in dem der profanen Wissenschaften zu bestätigen, nämlich dass Gott alles gut gemacht hat (Gn 1, 31) und dass seine Weisheit von einem Ende zum andern machtvoll waltet und alles lieblich ordnet (Ws 7, 30), so dass wir mit dem Aufzählen seiner Wunderwerke nie ans Ende kommen (s. Gn 15, 5; Ps 139 (138), 18).

Dr. P. Theodor Schwegler OSB, Einsiedeln

Lebendige kirchliche Kunst

Gedanken zum Schweizerischen Jahrbuch der St. Lukasgesellschaft: Der Altar und sein Raum

(Schluss)

Vorbemerkung: Nach den mehr grundsätzlichen Ausführungen im ersten Teil dieses Artikels (vgl. Nr. 11) wollen die folgenden Gedankengänge mehr als Diskussionsgrundlage dienen. Die Beurteilung des konkreten Kunstschaffens einer Zeit verlangt ja meist die Distanz vieler Jahrzehnte. (D. Red.)

3. Schöpferische Kräfte der Gegenwart

Immer wieder können wir erleben, wie gute, neuzeitliche Kunst, mag sie anfangs noch so bekämpft werden, auf die Dauer die Gläubigen in ihren Bann zieht. Es gibt einfache Leute, die Schillings Kreuz in der Guthirtkirche von Zug nicht mehr missen möchten. In Luzern gab es vor Jahren fast eine Palastrevolution wegen der St. Karlikirche; heute üben die sehr starken und eigenwilligen Malereien eines Gehr in der Maihofkirche einen solchen Zauber aus, dass sich keine abfällige Kritik vorwage. Das wahrhaft Gute wird sich immer durchsetzen, wird dem Volke immer mundgerecht gemacht werden können, wird auf die Dauer allein befriedigen, während der aus hundert Rücksichten geflickte Kompromiss nur zu schnell verleidet und meist nicht viel mehr ist als Wandschmuck. — Darf es nicht als ein gutes Omen gelten, wenn unsere modernen Architekten grossem Interesse im In- und Ausland begegnen? Man betrachte nur die freudig erregten Besucher der neuen katholischen Kirchen: Hirzbrunnen Basel, Riehen Basel, Hard Zürich! — Ein neuer Geist weht!

Im Jahrbuch 1950 der Schweizerischen Lukasgesellschaft, «Der Altar und sein Raum»¹⁾ betitelt, erhalten wir eine programmatische und eindruckliche Interpretierung dieser neuesten architektonischen Bemühungen. Theorie und Praxis ergänzen sich darin zur beglückenden Einheit, zu einem Dokument, das einem jahrzehntelangen zähen künstlerischen Ringen die Krone aufsetzt, das verheissungsvoll einen neuen Abschnitt kirchlichen Bauens zu inaugurieren scheint. Gewiss, die neuen Anschauungen und Aufgaben sind kein ausschliesslich schweizerisches Reservat. Der prinzipielle Einführungsartikel über den «Altar und seinen Dienst» geht auf eine Studientagung für kirchliche Kunst zurück, die 1936 auf der Burg Rothenfels stattfand und deren Ergebnisse Rudolf Schwarz 1937 in der kleinen Schrift «Gottesdienst» herausgab. Auf architektonisch praktischem Gebiet hat sich schon früh (1924—31) Clemens Holzmeister um die Aufgabe bemüht, den Sängerkor in die Nähe des Altares zu rücken. Doch blieb Holzmeister in romantischen Versuchen stecken. Auch hier haben wir erneut einen Beweis dafür, dass weder die neuen Mittel noch die neuen Aufgaben allein zu einer lebendigen Kunst führen. Das Entscheidende ist die schöpferische Gestaltungskraft, die nicht im Technischen stecken bleibt (wie mehrere Kirchen von Dumas), die nicht verlogener grossprecherischer Stimmungsmache huldigt (wie neuestens Holzmeister, wie gelegentlich

auch Dominikus Böhm); sondern die vor allem vollgültiger Ausdruck einer geistig-religiösen sauberen Haltung ist: die gleicherweise jansenistische Kälte wie affektierte Pathetik meidet. Grundlage dafür ist ein ganz neues Gemeinschafts- und Glaubensbewusstsein, das in Künstler und Volk wach sein muss. Ohne die Resonanz der Gemeinschaft bemüht sich der Künstler umsonst. Dieses frische Glaubensleben strömt aus verschiedenen Quellen: Aus dem neu erwachten Verständnis, einer teilweise ganz neuen Haltung des Volkes zur Liturgie (Gemeinschaftsmesse - Sakramentenempfang - Volkschoral), aus der Aktivierung der Pfarrengemeinschaft, aus der Verinnerlichung des Glaubenslebens durch Eucharistie, Herz-Jesu- und Muttergotteskult, aus einer gegenseitigen sozialen Verbundenheit gegenüber einem übersteigerten Subjektivismus, aus dem Laienapostolat auf der Grundlage des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen, aus neuen Pastorationsmethoden in kleineren, überschaubaren Pfarrfamilien, aus der Betonung der wesentlichen Christenpflichten, vor allem der Sonntagsmesse, aus biblisch liturgischen Volksandachten usw. Damit wird auch der Architekt vor neue und dankbare Aufgaben gestellt, die ebenso verschieden sind nach den örtlichen Verhältnissen wie fruchtbar für originelle, einmalige und intime Gestaltungen. Da ist es nun eine Freude zu sehen, wie unsere Architekten es verstanden haben, ohne rein modische Anwandlungen und laute Gebärden eine saubere Linie herauszuarbeiten, eine organische Entwicklung anzubahnen, auf die wir stolz sein dürfen. Den Mitgliedern und Freunden der Lukasgesellschaft wird deshalb die letztjährige Jahresversammlung und anschliessende Exkursion in der baslerischen Nordwestecke als tiefes Erlebnis weiterleben.

Von beglückender Frische und weihevoller Stimmung ist die Kirche St. Michael, Hirzbrunnen Basel, 1949, von Hermann Baur. So ungewohnt, so notwendig scheinen die architektonischen Formen: Auf vier nach unten sich verjüngenden Pfeilerpaaren, die direkt in die schrägen Dachsparren übergehen, ruht eine rhythmisch ruhige Bretterdecke mit betonten tiefen Fälzen. Als Chorriegel die rauhe Brust einer unverputzten Mauer aus grob behauenen Bruchsteinen. Am Eingang des stark überhöhten Chores, dessen Decke der Apsiswand zugeneigt ist und dessen Deckenfälze quer zu jenen des Schiffes verlaufen, beherrschend der baldachinüberdachte Hochaltar. Rechts und links vom Chor niedere Emporen für Orgel und Sängerkor. Die Rückwand der Kirche, die ideale Glasgemäldewand mit Betonsprossen, weitet den relativ niedern Raum und schiebt die Gläubigen nach vorn. Ein schmaler Gang — barocke Raumkontraste! — führt rechts hinten zur weihevollen Taufkapelle mit einem spitzen und hohen Laternen, so dass trotz kleinen Dimensionen lichtvolle Feierstimmung entsteht, geladen mit der Vergeistigung altchristlicher Baptisterien. Überhaupt hat man den Eindruck, dass hier ein kirchliches Bauwerk von schöpferischer Frische, einheitlicher Durchgestaltung und stimmungsvoller Weihe entstand, wie die äusserst sparsam verwendeten Mittel es nie erraten liessen:

¹⁾ «Der Altar und sein Raum». Jahrbuch 1950 der St. Lukasgesellschaft. Verlag Hess, Basel 1.

Etwas verhaltener im Stimmungsmässigen, doch von einer forschen Kühnheit ist die Franziskuskirche in Riehen, 1950, von Fritz Metzger. Wie ein stiller, wuchtiger, asketischer Wächter, von keiner modischen Torheit verleitet, ungewöhnlich stark im architektonischen Ausdruck, ein Minarett im besten Sinn, als wie ein Gebetsturm steht der zweigeschossige Glockenturm frei an der Strasse, im langgezogenen Glockenstuhl nach zwei Seiten offen. Durch eine kancelartige Brüstung und die Turmuhr sind die beiden in den Proportionen wohl abgewogenen Turmteile geeint und getrennt. Durch die Monumentalität des Turmes erhält der zurückgeschobene Baukörper der Kirche Bedeutung und Gewicht, durch leises Ausklingen des Kircheninnern und seiner einzelnen Raumteile erhält die Fassade belebenden Reichtum; durch rhythmischen Parallelismus der Schrägdächer, durch wohlthuende Aufteilung der Fassade in Mauer- und Fensterflächen, durch harmonisches Zusammenspiel von Kirchenportal, Taufkapelle, Seitenkapelle, Weihwasserbecken (ausser an der Freitreppe auf Steinsockeln!) erstet ein wohlgefüger Komplex, ebenso bescheiden wie echt. Im trapezförmigen Innern umgeben die konzentrischen Bankreihen den elliptischen Chor wie eine frohe Schar Kinder ihre Mutter, von einfachem Holzsparrwerk an der Decke sekundiert. Brennpunkt des Raumes ist die Chorellipse mit seitlicher Fensterwand, während das Schiff aus einer kleinen, hochgelegenen Fensterreihe sublimiertes Licht erhält. Von allen Plätzen wandert der Blick ungehindert zum Hochaltar; der Prediger sieht die Menge halbkreisförmig vor sich gelagert; diese umgibt in heiligem Kreis den Opferaltar und verfolgt das heilige Geschehen im Bewusstsein und im Gefühl der innigsten Nähe, in der Würde heiligen Mitfeierens. Die räumliche Verbindung mit dem zukünftigen Vereinshaus, dem Widerspiel des Turmes, bildet die Beichtkirche rechts hinten, zugleich als winterliche Werktagkapelle und als Christenlehrraum zu gebrauchen, aber auch durch verschiebbare Türwand schnell zum Hauptschiff der Kirche hinzugezogen! — Das grosse Anliegen vom seelsorglichen Standpunkt aus war auch die künstlerische Sorge der Architekten: innige Anteilnahme am Gemeinschaftsgottesdienst und sichtbarer Ausdruck dieser Gnadengemeinschaft durch einen Kirchenraum, der den Opferaltar in den beherrschenden Mittelpunkt rückt. Daraus ergaben sich zwei Konsequenzen: Trennung von Opferaltar und Sakramentsaltar (oder Tabernakel) einerseits und Zelebration der hl. Messe gegen das Volk hin. Um das erste zu erreichen, wurde in der Apsiswand ein Sakramentsaltar (Riehen) oder eine Tabernakelnische (Hirzbrunnen) vorgesehen, zu denen eine kleine Prozessionstreppe hinaufführt. Damit würde im Kleinen die altchristliche Idee der *statio* und der *processio* eine sinnvolle Auferstehung feiern. Diese Neuerung wie auch die *celebratio versus populum* sind weder durch liturgisch rubrizistische Vorschriften noch allgemein kirchliche Gesetze verboten. Ja selbst in Rom ist die Zelebration gegen das Volk nicht bloss an den päpstlichen Altären der römischen Hauptkirchen immer in Übung gewesen bis auf diesen Tag, diese Praxis konnte auch in andern Kirchen (Umbau der Benediktinerkirche S. Anselmo) ermöglicht werden. Hatte zudem nicht schon der Barock die Gefahr des Auseinanderfallens von Priester und Volk gespürt, hatte er ihr nicht vorzubeugen gesucht durch den Kreuzaltar zwischen Chor und Schiff? Zu schweigen vom romanischen Hauptaltar unter der Vierungskuppel im Zentrum der vier Kreuzarme. Auf jeden Fall dürfen wir hierin nicht einfach einen modischen liturgischen «Sport» sehen; es geht vielmehr um wesentliche innerste Erfassung der Gläubigen, um ein möglichst tief erlebtes Einbeziehen des Einzelnen in das gottesdienstliche Geschehen. — Der gleiche Zweck liegt dem Bestreben zugrunde, den Sängerkhor wieder, wie es schon das Wort andeutet, in die Nähe des Chores zu bringen, ihn der entrückten Ferne der hintern Orgeltribüne zu entreissen. Wir träumen ja nicht mehr in den architektonisch-akustischen Sphären des Barocks mit der illusionistischen Himmelsferne und der ebenso illu-

sionistischen Sphärenmusik aus entlegensten Winkeln, Löchern und Emporen. — In der Maihofkirche Luzern hat als erster Architekt Dreyer die Orgelempore (Sänger und Orgel) links vorn über der Sakristei gebaut und dadurch die Rückwand frei bekommen für ein herrliches Radfenster. In Hirzbrunnen ist die Sängertribüne auf einer etwas niedrigeren Galerie über der Sakristei und auf der Gegenseite rechts die Orgel über einer Nebenkapelle. Doch scheint damit die endgültige Form noch nicht gefunden. Denn logischerweise besteht kein Hindernis, die Sänger in eine nur um wenige Stufen erhöhte Sängerschranke zu plazieren. Damit würde ihnen nur jener Ehrenplatz wieder zurückgegeben, den sie in der altchristlichen Basilika und Liturgie innehatten. Denn dort stand die Sängerschranke ja zwischen Altar und rückwärtigem Schiff, mitten zwischen den beiden hohen Lesepulten des Subdiakons und Diakons. Es ergäben sich damit fruchtbarere Berührungspunkte zwischen Liturgie und Sänger, eine neue Beziehung zum kirchlichen Gesang, vor allem zum Choral. Nicht umsonst suchen die bildenden Künstler mit den Musikern ins Gespräch zu kommen, um solch gemeinsame Probleme zu erörtern und für sie den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden.

Metzgers Kirche von Riehen findet in der vom gleichen Architekten inzwischen gebauten Felix- und Regulakirche von Zürich-Hard eine überraschende Steigerung, die von der schöpferischen Vitalität und dem ersten Bemühen ihres Erbauers beredtes Zeugnis ablegt. Auch hier ein alleinstehender Glockenturm, der eine räumlich visuelle Distanzierung zur Kirche und zur lärmgefüllten Strasse schafft. Mit einer leichten Neigung nach innen tragen die Betonpfeiler, den Zeltstangen eines Gotteszelter gleich, die elliptische Betonkuppel, deren Widerlager der quergestellte gerade Chor und eine seitliche Nebenkapelle (Sakraments- und Taufkapelle zugleich) bilden. Der vom Hochaltar beherrschte Raum übt eine suggestive Kraft der Konzentration aus. Die breitgelagerte Ellipse des Schiffes übt die gleiche Funktion wie die trapezräumige Kirche von Riehen: sie scharft die Gemeinde um den Altar und gibt ihr das Gefühl der Zu- und Einordnung. Zur feierlichen Ruhe des Raumes, dessen Wandflächen einheitlich von schwach gemusterten und profilierten Platten verkleidet sind, kommt die lebendige Spannung der nicht gleich abgemessenen, sondern wachsenden Zwischenräume zwischen den tragenden Pfeilern. Dadurch entsteht eine im Barock ja raffiniert ausgeklügelte Raumillusion in dem Sinne, dass die grossen Zwischenräume in die folgenden projiziert werden und so den Raum grösser als er ist empfinden lassen. — Eine Konzentration anderer Art schuf der mitten in seinen Arbeiten verstorbene St. Galler Johannes Scheier in der Heiligkreuzkirche in St. Gallen. Ein sehr breites Mittelschiff zieht sich in den Chor hinein, beide überdeckt von einer gemeinsamen bemalten Kassettendecke. Drei hohe Halbkreisapsiden fangen die Längsbewegung des Schiffes auf und geben dem Raum den beherrschenden Akzent. Grossräumige Feierlichkeit und sublimierte Helle liegen über dem Schiff. Der stille Ernst wird vom Gläubigen schon abverlangt, wenn er den mauerungsgürteten Vorplatz betritt und ihm der Blick aufs städtische Getriebe verwehrt wird, wenn nur das breite Westwerk mit den tiefliegenden Schallöchern auf ihn herabsieht. Unbewusst mögen romanische und italienische Vorbilder hier weiterklingen; auf jeden Fall ist es gelungen, unpathetisch und dennoch eindringlich einen in seiner harmonischen Stille eindrücklichen sakralen Raum zu schaffen.

Darin liegt der Vorzug all dieser neuen schweizerischen Kirchenbauten. Sie tändeln nicht mit verspielten romantischen Zugeständnissen, wie sie etwa in den neuesten Planskizzen des Wieners Clemens Holzmeister vorlaut sich gebärden, die er in seinem Buch «Kirchenbau ewig neu» (Wien 1951) entwickelt. Verblüffende Raumdispositionen — wie etwa das Langhaus einer alten Kirche zum quergestellten Chor der erweiterten neuen Kirche wird: Untermais bei Meran u. a. — und malerische Aussenansichten täuschen viele über innere

Mängel und innere Hohlheit hinweg. Die an sich guten Baugedanken (Konzentration auf den Altar; Trennung von Opfer- und Sakramentsaltar; nahe Sängertribüne: übrigens ebenfalls an die Rothenfeler Studententagung anknüpfend) finden weder eine innerlich notwendige Gestaltung noch eine logische, zielstrebige Entwicklung und sich klärende Aussage. Romantische Spielerei ist der «Gnadenpfeiler» in der Mitte des Chores (Entwurf 1), die Rückwand des Altares bildend. Er vermag nicht die Kräfte zu binden und zu konzentrieren, seine konstruktiv ästhetische Aufgabe ist es ja, in der Arkade auszustrahlen, zu zerstreuen. In beziehungsloser Geschäftigkeit drängt sich in den meisten der vorgelegten Pläne ein Vielerlei im Chor und um den Altar zusammen, was ihm die feierliche Ruhe nimmt. Auch der Aussetzungsthron ist nirgends praktisch oder künstlerisch überzeugend: meistens müsste der Priester das Allerheiligste über Hintertreppen in eine hochthronende Nische tragen. Abgeschmackt phantastisch ist die im Bau begriffene Kathedrale von Belo Horizonte im Staate Minas Geraes in Brasilien: Ein gigantischer Zentralbau von 70 m Durchmesser mit einem zentral gelegenen Hochaltar, um den herum das durch Schranken abgeschlossene Kanoniker-Presbyterium gelegt ist. Durch einen schachtartigen Lichtturm, eine Lichtkuppel in der Mitte des relativ niedern Raumes (dem Auge des Pantheon vergleichbar) mit einem Durchmesser von 16 m und einer Höhe von 44 m strömt die Helle in den Zentralraum. Eine ringförmige Sänger- und Orgeltribüne ist in diesen Schacht hinaufgebaut, 25 m direkt über dem Hochaltar(!). Aussen umschliesst ein offenes Rippengehäuse, 150 m hoch, einer durchbrochenen Rippenkuppel gleich, die eigentliche Kirche. Ebenso abwegig, von gesuchter Modernität und theatralisch bizarrer Originalität ist der Vorschlag (Entwurf 5 für grosse Stadtkirche), die Sängertribüne wie eine schwebende Brücke zwischen Schiff und Chor fast an die Decke hinauf zu hängen. — Der Architekt muss am Schlusse selbst bekennen, er habe keine reinen Lösungen gefunden; denn «der Verfasser vermochte dies allein aus dem Umstande nicht, da ihm ein auch in gereiftem Alter nicht verringertes Mass von Romantik anhaftet, das sich gerade dann einstellt, wenn man einen architektonischen Gedanken fassen und ihn in brauchbare Formen bringen will» (S. 89). Wir können nur hinzufügen: Bewahre uns der Himmel vor solch veräusserlichter und geschmackloser Architektur. Wir haben noch genug von den grossprecherischen, innerlich hohlen Bauten eines Linder. Bei solchen Vergleichen lernen wir wieder die edle Sprache einfacher aber beseelter Formen lieben, wie sie unsere besten Kirchenarchitekten in den besprochenen Neubauten gefunden haben.

Wie jede Erneuerung muss auch jene der christlichen Kunst von innen kommen, von einer Reaktivierung der Glaubenskräfte. Das bedeutet keine Verneinung, wohl aber eine Sublimierung der physisch-sinnlichen Anschauung und Gestaltung. «Wir haben in den letzten Jahrzehnten ein durchaus neues Verhältnis zum Raum gewonnen, ich möchte sagen, wir empfinden den Raum wieder primär sinnlich. Und das allein ist gegenüber dem im Detail seiner Herbarien-Architektur erstickenden vorigen Jahrhundert etwas so Positives, dass man eine kräftige Weiterentwicklung erhoffen kann» (Weyerer). Wenn wir dem Raum wieder seine schlichte Grösse und Weihe zurückgeben, so hat das mit Leere und Öde nichts zu tun. Es gibt überfüllte Kirchen, die sehr, sehr öde und kalt sind, sonst bräuchten sie nicht das Narrenkleid bunter und zusammengewürfelter Fetzen. Auf der andern Seite begrüssen wir auch die andern Künste. Auch wir Katholiken dürften beherzigen, was ein protestantischer Dr. med. K. N. (NZZ 13. 1. 51) vorschlägt: «Kirchenbau-Wettbewerbe sollten nicht unter Architekten, sondern unter Teams von Architekten und bildenden Künstlern ausgetragen werden. Daraus würden sich ganzheitliche, das Raumerlebnis bestimmende Lösungen ergeben,

und der Künstler würde nicht erst am Schluss seine Garnituren anbringen müssen». Darum verstehen wir Johannes Hugentobler, dass er als Maler auch Architekt sein wollte und in der Bruderklausenkirche Heerbrugg (Rheintal) den Traum seines Lebens erfüllen, seine künstlerisch-malerischen Visionen in einem Raum verwirklichen konnte, der der Malerei ein wesentliches Mitspracherecht einräumt. Freilich wird gerade an diesem Beispiel aber auch klar, dass andererseits die Malerei der Grösse und Ruhe einer räumlich (und nicht bloss malerisch) empfundenen Architektur nicht entraten kann, und das umso weniger, je intensiver und stürmischer sie spricht. Und ein zweites ist sicher: Dem Ruf nach Verinnerlichung kann eine naturalistische Kunst nicht genügen. Und die Frage beantwortet sich selber: Wo ist das Christusbild, das Herz-Jesu- und Marienbild unserer Zeit? Die Frage stellen heisst sie beantworten und einsehen, dass wir noch weit weg vom Ziele sind! Und doch umgibt uns in den heiligen Büchern eine Überfülle bildhafter Vorstellungen. Glauben wir ja nicht, das katholische Volk von heute brauche keine «Biblia pauperum» mehr. Es ist oft erschreckend unwissend und «phantasielos». Es braucht eine Armenbibel vielleicht nicht im Sinne von Perikopenbildern, wohl aber in der Richtung der Apokalypse, der Lehre vom Fegfeuer, von den Engeln, von den Dämonen, in der Richtung der lapidaren Glaubenssätze des Credo, der Auferstehung, der Verklärung des Menschenleibes. Welch grandiose Fülle spricht heute noch aus den kläglichen Überresten der benediktinisch-frühkatalonischen Kunst (Museum in Barcelona), aus diesen Bildern prophetischer Schau, hinreissender Kraft, fruchtbarer Symbolik! Oder wer stand nicht erschüttert vor den in Basel ausgestellten Teppichen von Angers? Dass solche Bildpredigten nötig sind, nötiger als je, beweist die stupid simple Antwort eines Maurers in einer Reportage des «Du»: «Wirkliche Seher waren sie nicht. Die Vorstellungswelt ist sehr primitiv. Dass wir heute noch Menschen haben, die solchen „Kohl“ glauben, ist auch bemerkenswert. Bis jetzt ging es rückwärts.» Ja, es gibt heute noch Menschen, die daran glauben, Künstler, die solches aus innerster Überzeugung darstellen. Wer würde nicht gepackt vom monumentalen wuchtigen Relief der «Anbetung des Lammes» von Schilling in der Kirche von Möhlin, von der «Eröffnung des Siegels» an der Decke der Taufkapelle Maihof Luzern, vom «Fegfeuer» in der Armenseelenkapelle vom Butz bei Mels! Und wo immer die Künstler aus dem heutigen Empfinden und aus einer tief religiösen Schau heraus gestalten, da berühren sie sich mit der besten alten Kunst. Wer hat seit Fra Angelico den Zustand der himmlischen Seligkeit je wieder so überzeugend gemalt als etwa Ferdinand Gehr im oben erwähnten Deckenbild im Maihof! Und wenn jeweils Gläubige und Geistliche, bevor sie leichthin über ein Kunstwerk urteilen, das Thema zuerst nach Bibel- und Väterlehre meditierten, würden sie in einer neuen, starken, religiösen Ausdruckskunst und in unkäuflich selbständigen, oft nur unter grossen Opfern dem religiösen Bildthema treuen Künstlern Helfer und Mitarbeiter begrüssen.

Es ist nicht die übliche Rezension geworden, wollte es nicht sein. Doch sei das Jahrbuch «Der Altar und sein Raum» jedem Geistlichen warm ans Herz empfohlen. Es wird sich jeder Geistliche mit den sehr aktuellen Problemen befassen müssen, wenn er auch im Einzelfall nicht alles restlos unterschreiben kann; so wenn etwa der Kirchenpatron von der Chorwand verbannt wird. — Und in seinem Schlusswort hat Clemens Holzmeister vollkommen recht: «Die Kirche möge bedenken, dass die heutigen Formen eine stärkere Sprache zu der Gegenwart reden als die historischen Formen, dass sie seelsorglich das geheime Priestertum und die prophetische Gabe des begnadeten Künstlers zu ihrer Verkündigung nicht entbehren kann.»

P. Thaddäus Zingg OSB, Einsiedeln

Ex urbe et orbe

Der geistige Einfluss Asiens

Nicht nur auf dem politischen Felde erleben wir heute und wohl noch für sehr lange ein zähes Ringen zwischen Osten und Westen. Auch geistig machen sich schon seit dem Ende des ersten Weltkrieges Strömungen bemerkbar, die auf ein ähnliches Ringen um weltanschauliche Grundlagen hindeuten. Indische und fernöstliche Einflüsse auf das abendländische Denken sind unverkennbar. Russische Frömmigkeit wirkt auf viele Europäer faszinierend. Es dürfte angebracht sein, einmal in einem gedrängten Überblick die verschiedenen «östlichen» Einflüsse namhaft zu machen, und dabei ihr Gemeinsames und Unterschiedliches aufzuzeigen. Wir legen den Ausführungen dabei nur Material zugrunde, das wir in Zürich gesammelt haben, wenn man die Vortragstätigkeit, wie sie sich in den Inseraten und Presseberichten abzeichnet, kennen zu lernen sucht. (Das gleiche Bild dürfte sich aber ohne Schwierigkeiten auch für jede andere grössere Stadt nachweisen lassen.)

Wenn man die letzten paar Jahre diesbezüglich überblickt, so ergeben sich etwa folgende Hauptgruppen: 1. Wissenschaft und Kunst; 2. die Vorträge der Kirchen und vor allem der ungezählten Sekten; 3. alles, was irgendwie im Bannkreis der theoretischen und angewandten Psychologie steht; und 4. eine schwer mit einem einzigen Wort zu umfassende Gruppe mit stark weltanschaulichem Gepräge, im einzelnen sehr verschiedenen, ja vielleicht gegensätzlich, irgendwie doch eine Einheit durch die Geöffnetheit gegenüber Esoterik, Okkultismus und östlicher Weisheit. Es wäre allerdings ganz falsch, den Einfluss östlichen Denkens in diesen Gruppen zu stark zu betonen. Es gibt auch eine westliche esoterische Tradition, die von Ägypten, ja vielleicht von Atlantis her, über die griechische Mysterienweisheit zu Neuplatonismus und Gnostizismus und später zur Kabbala führt. Männer wie Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Jakob Böhme, Swedenborg, der ältere Schelling; Baader; Bewegungen wie Alchemie, Rosenkreuzertum, esoterische Freimaurerei haben diese Tradition weitergeleitet. Da es sich aber um das gleiche Urwissen handelt, das weitgehend auch in den Veden und im Taoismus sich zeigt, ist die Geöffnetheit nach dem Osten hin bei diesen suchenden Gruppen und Menschen naheliegend, wie die Themen der angekündigten Vorträge, die wir als Beispiele herausgreifen, zeigen.

Dass die theosophische Gesellschaft und ihre Arcane School über Blavatski und Besant stark östlich beeinflusst ist, ist wohl jedem Einsichtigen klar. So wurden denn auch Vorträge angezeigt über die Wunderstätten Indiens oder die östliche Vesak-Feier (Vollmondsfest), aber auch über Ursachen und Folgen der Strahleneinflüsse in der heutigen Welt, über die Erkenntnis höherer Welten, Namensinterpretation nach der Kabbala usw. Die Gedanken vom Karma, von der Reinkarnation, vom Astralen sind zwar nicht ausschliesslich östlicher Herkunft, sondern spielen auch in der westlichen Esoterik ihre Rolle, ihr breiterer Strom ist aber doch die östliche Tradition. Insofern ist auch der Pestalozzi-Zweig Zürich der Anthroposophischen Gesellschaft östlichem Denken geöffnet, wie auch die versuchte Synthese von Christentum und Anthroposophie, wie sie die Christengemeinschaft darstellt. Neben Vorträgen über Buddha und den Geist des Ostens finden wir solche, die christliche Esoterik zeigen, z. B. über das Gralschristentum. Die Christian Science oder Christliche Wissenschaft oder Metaphysische Wissenschaft deckt sich insofern mit einer indischen Grundlehre, der Identität von Atman und Brahma, als auch da eine Identität von Seelengrund und Weltgrund gelehrt wird, so dass die Krankheit nichts Objektives ist, sondern ins Reich der «Maja» ge-

hört. Andere Vereinigungen sind zwar in keiner Weise weltanschaulich abgestempelt, vermitteln aber auch weitgehend die Kenntnis östlichen Gedankengutes (selbstverständlich ein Gebot der Stunde), wie etwa die Schweizerische Gesellschaft für Asienkunde, die z. B. über «Wu-wei, das ‚Nicht-Handeln‘ des Laotse im chinesischen Denken» referieren liess, oder der «Indische Studentenverein», der zu Vorträgen über die heiligen Orte Indiens oder über Gandhi einlud. Ebenso sind weltanschaulich indifferent Jiu-Jitsu und Judo-Club Zürich, die japanische Selbstverteidigungs-Übungen lehren. Die Vedaschule und die Vedas-Kurse befassen sich vor allem mit Telepathie, Hypnose, Pendel, Magnetismus, Menschenführung. Der «Freundeskreis von H. Kazemzadeh Iranschähr» (iranische Weisheit) lud zu «mystisch-esoterischen Schulungskursen» ein. Er zeigt eine ähnliche Haltung wie der Kreis um den verstorbenen Bô-Yin-Râ (Emil Schneiderfranken). Vom Islam her kommt die Ahmadiyya-Mission des Islam in Zürich und die Sufi-Bewegung, die besonders auch die Botschaft Inayat Khans weiterträgt. Wie weit die Baha'i-Weltreligion für den Weltfrieden östliche Gedanken vertritt, ist mir nicht bekannt. Der IKK, der Internationale Kulturkreis Grancia-Lugano von Dr. K. Klaas, lud auch in der Zürcher Presse zur Meditationsschulung ein, «unter individueller Anleitung eines der grossen Meister Asiens». Eine Gruppe für sich bilden die Zarathustrische Gesellschaft, Zürich (Avesta) und die Mazdaznan-Bewegung (Aryana). Dort wurden Vorträge gehalten besonders auch über das Geheimnis von Wasser (Wiedergeburtstheorie von Zarathustra bis Jesus), Atem (Die Wunder geformten und beseelten Atems), Fasten, ferner über «Mensch und Kosmos, uralte Weisheit und zarathustrische Religion im Lichte moderner Naturwissenschaft». Es gab auch einen internationalen Mazdaznan Kongress im Kongresshaus in Zürich. Die Lias-Zentrale (?) hielt Vorträge über «Woher, Wohin, Wozu» des Menschen. Das Institut für positive Lebensführung bot Einführungen in die Methoden von Coué und Adela Curtis, die Vereinigung für positive Lebensgestaltung liess über Weltall und Mensch, Übersinnliche Erscheinungen, ein Forschungsgebiet der Zukunft, Innenschau usw. sprechen. Die Psychosophische Gesellschaft kündete folgende Themen an: Ist Yoga für dich? Übersinnliche Welt: Absichten der Magie, das esoterische Weltbild, östliche und abendländische Mystik, Hermetische Philosophie, Erdstrahlen... Die Gesellschaft zur Erforschung des Okkulten: Strahlende Welt, An der Grenze des Übersinnlichen, Okkultismus, Magie, Hellsehen, Fernwirkung, Spiritismus. Rob. Rüttener hielt einen Kurs über Suggestion, Hypnose, Telepathie, Radiästhesie. Giovanni («mit eigenen Studien in Indien und Tibet») gab einen Kurs für praktische Suggestion. Rudo Spring hält immer wieder Kurse über Radiästhesie und andere Grenzgebiete. Der Indier Jeshudian hat eine gut besuchte Yoga-Schule in Zürich gegründet. Auch der Kneippverein Zürich liess durch den bekannten Prof. h. c. Issberner-Haldane Vorträge über Yoga halten, über Aura, Seelenkörper, Ton-Atmen, Buchstaben-Atmen, Magnetismus usw. Die Vereinigung «Neulich» orientiert nach den Offenbarungen von Jakob Lorber über «Die ersten Anfänge des irdischen Tierlebens», oder «Dreissig Jahre unter den ‚Toten‘». Die «christlichen Spiritualisten», die sich in der Geistigen Loge Zürich um das Medium Beatrice geschart haben, entfalten auch eine vielfache Vortragstätigkeit und verbreiten ihre Bücher (z. B. Christlicher und indischer Spiritualismus, Bibel und Geisterverkehr, Kosmische Religion und Christentum, Die Kraft des Geistes in der Astrologie). Über Astrologie wird nicht nur in astrologischen Zirkeln, sondern auch in andern Vereinigungen behandelt. An Zeitschriften seien aus

der deutschen Schweiz genannt: Die Arve, Die Wahrheit, Die Einsicht (buddhistisch), Die neue Wissenschaft (Zeitschrift für kritischen Okkultismus). Der Gualterio-Verlag Horgen vermittelt alle wichtige, nicht vergriffene esoterische Literatur, der Rascher-Verlag Zürich veröffentlicht fortlaufend Werke der östlichen Weisheit.

Wenn jemand sagen wollte, in Zürich zeige sich eben, dass es keine katholische Stadt sei, so seien als Parallele die ähnlichen Vereinigungen im «katholischen Wien» aufgezählt: Österreichische Theosophische Gesellschaft Wien, Anthroposophen, Christliche Spiritualistische Gemeinden Österreichs Wien, Österreichische Gesellschaft für Psychische Forschung Wien, Liga für parapsychologische Forschung Wien, Vorträge zur Lebenserneuerung von Joh. van der Meulen, Österreichische Astrologische Gesellschaft Wien (die beiden sind nicht identisch), Hermesgesellschaft Wien, Österreichischer Guttemplerorden Wien, Der unsichtbare Orden (Max Prantls), Lorbertatgemeinschaft Österreichs (= Kosmosophische Gesellschaft), Weltbund der Illuminaten, Landesgruppe Österreich Wien, usw. Man sieht also: zwischen dem protestantischen Zürich und dem katholischen Wien zeigen sich in dieser Beziehung keine grossen Unterschiede. Die «Heilige Stadt» Rom hatte 1939 etwa 250 offizielle spiritistische Zirkel und gut katholische römische Akademiker versicherten letztes Jahr, dass die gleichen Fragen und Probleme sie beschäftigen.

Gemeinsam ist all diesen Richtungen und Vereinigungen die Ablehnung der Kirche und vor allem ihres Lehrauftrages; die Ablehnung jeder dogmatischen Bindung, des «Dogmenzwanges», wie sie sagen; die Gefahr des Monismus, der Identifikation von Seelengrund und Weltgrund, von Atman und Brahma, von Selbst und Überselbst; die der wahren Christologie entgegengesetzten Aussagen über Christus. Überall stossen wir auf die Gedanken von Karma, Reinkarnation, Astralreich und Astralkörper, astrologischer Wirklichkeit.* So sehr der gläubige Katholik die Situation der undogmatischen und unkirchlichen Strömungen bedauern muss, zeigen sich hier doch auch neue und immer wachsende Aufgaben an. Nicht nur was die persönliche Seelsorge an den suchenden und ringenden Menschen angeht, sondern auch Aufgaben der geistigen Auseinandersetzung an sich, der neuen Apologetik. Ist es eigentlich in Ordnung, dass unsere angehenden Priester bei fünf bis sechs Jahren philosophisch-theologischer Ausbildung zum Verständnis und zum Beurteilen dieser grossen geistigen Strömung (mit wenigen Ausnahmen) nichts mitbekommen? Wahrscheinlich werden sie im seelsorglichen Gespräch in Stadt und Land kaum je über die Unterschiede zwischen Thomismus, Skotismus und Suarezianismus gefragt werden. Ein erfahrener Volksseelsorger schrieb aber kürzlich, ständig treffe er mit den hier gemeinten Fragen zusammen, habe aber nie eine einzige Vorlesung je darüber gehört und frug, ob nicht diesbezüglich Nachhilfskurse für Seelsorger angebracht wären. Sollte aber nicht wenigstens den angehenden Priestern diesbezüglich mehr geboten werden? Vor der «Widerlegung» aber wäre eine sachliche Darstellung erforder-

* Typisch sind etwa folgende Sätze Vivekanandas: «Ihr seid die Kinder Gottes, ihr habt an unsterblicher Wonne teil, heilige und vollkommene Wesen. Ihr Gottheiten auf Erden — Sünder? Sünde ist, einen Menschen so zu nennen! Es ist ein ständiger Hohn auf das menschliche Wesen. Tretet hervor, ihr Löwen, und schüttelt die Täuschung ab, ihr wäret Schafe... Der wirkliche Herrscher, der Schöpfer ist das ‚Selbst‘ des Menschen. Deshalb soll ich nichts anbeten als mein ‚Selbst‘... Indem wir Gott anbeten, haben wir unser eigenes ‚Selbst‘ angebetet.» — In einem neuen Artikel zugunsten der Christian Science heisst es, dass die geistige Grundlage «neben der Bibel, besonders dem Neuen Testament, die Philosophie der Upanishads, die Identität Gottes und der Seele» bildet (Mensch und Schicksal, 15. 6. 1951, S. 6). Das Ziel ist dann, vom «Nicht-Wissen» zum «Wissen» zu erwachen, d. h. zum Wissen um diese Identität. In diesem Wissen liegt die Erlösung. Es ist stets ein Weg der Selbsterlösung, so dass Christus wohl als Lehrer, aber nicht als Erlöser eine Rolle spielen kann. Jesus ist eine Manifestation Gottes neben vielen, ein Avatar neben Buddha und Krishna und Gandhi, oder wie sie heissen.

dert, sonst macht man sich die Sache zu leicht. Wenn Tausende von geistig regen Menschen von einer Bewegung fasziniert werden, kann man nicht mit dem Worte «Humbug» und einem Achselzucken alles abtun. Das Ganze liegt in der grossen Bewegung Ost-West, an deren Beginn wir erst stehen, ist also auch nicht eine bloss Modeerscheinung. In der Überwindung des Materialismus ist die gemeinte Strömung um eine Strecke weit ein Bundesgenosse, in vielen Punkten bestätigt sie vom Empirischen her unsere Glaubensaussagen. Es geht bei alledem gewiss nicht nur um den «Spleen» einiger «Outsider», sondern um ein ernstes seelsorgliches Anliegen, um eine geistige Auseinandersetzung grossen Stils, die sich am Horizont der Gegenwart und Zukunft abzeichnet.

Dr. Gebhard Frei.

Frankreich: Semaine des intellectuels

Man muss dem französischen Katholizismus zugestehen, dass er den Mut besitzt, die aktuellen Probleme nicht nur zu sehen, sondern auch vom katholischen Standpunkte aus so zu beleuchten, dass sie in jene Tiefe geführt werden, in der allein auch die Lösungen für unsere Zeit gefunden werden können. Die «Semaine des intellectuels», die im Mai dieses Jahres zum vierten Male stattfand, hat das aufs neue bewiesen. Dass sie in einer stark desorientierten Welt, die einem verzweifelnden Nihilismus sich preisgibt, das Thema «Die Hoffnung» in den Mittelpunkt stellte, bedeutet Wachheit und Mut. Im Gespräch über die Hoffnung sollen jene letzten Wurzeln des Menschseins aufgedeckt werden, aus denen allein es sich regenerieren kann. Immer wieder stiessen die Ausführungen der prominentesten Persönlichkeiten (vor etwa 1500 Zuhörern) in jene transzendente Dimension vor, die den Menschen der reinen, verzweifelten Gegenwärtigkeit, dem stumpfen und blinden In-den-Tag-hinein-Leben entreisst und ihn der Grösse und Weite seiner wirklichen Existenz bewusst werden lässt. Nur so wird ihm aus unerschöpflichen Quellen die Kraft zu immer neuer, die Zukunft in die Gegenwart einwebender Weltgestaltung geschenkt. Wir geben hier nur einen kurzen Überblick über diese interessanten Gespräche, von denen auch die nichtkatholische Presse, trotz der Wahlkampagne, informierende Auszüge gab.

Zuerst behandelten die Philosophen und Theologen das Thema: «Die Hoffnung und die Befreiung vom Bösen». Der Philosoph Gabriel Marcel ist der Ansicht, dass die Hoffnungslosigkeit, der heute so manche hervorragende Menschen erliegen, vom Mangel an Demut herkomme. Die Hoffnung sei so mysteriös wie das Leben selbst. Sie beschränke sich durchaus nicht auf das innere Leben, sondern sie wolle auch am praktischen, täglichen Leben teilhaben durch unsere Beziehungen zum Nächsten. Sie sei auf ein «uns» konzentriert und wolle, dass aus diesem eine Gemeinschaft wird. «Jede Hoffnung ist eine Hoffnung der Wiederauferstehung und diese letztere kann nur durch die Hoffnung gegeben werden.» Für Pater Daniélou S. J. ist eine Hoffnung dort, wo der Mensch anfängt sein Heil von Gott und nicht von sich selbst zu erwarten. Man müsse die Hoffnung auf ihr Niveau stellen: Die theologische Hoffnung stütze sich auf Gott und habe Gott als Objekt; sie ziele also vor allem auf die geistigen Güter hin; die Anstrengungen des Christentums dagegen würden immer an eine Grenze stossen: das Kreuz. — Pater Congar O. P. geht von dem Bedürfnis der Welt nach Vollkommenheit und Einheit aus. Sowie die Welt der Tempel Gottes, der Körper Christi würde, würden Natur und Gnade nicht mehr im Gegensatz zueinander stehen, denn das Reich Gottes sei ja gerade die Einheit des Geistigen und des Zeitlichen. Durch Pfingsten sei das Handgeld gegeben worden, aber die ganze Erbschaft würde uns erst später zufallen. «Der Sieg ist bereits gegeben, aber der Triumph ist nicht für sofort. Über allen Techniken steht die Transzendenz des Geistes, die man nur durch den Glauben und das Gebet erreicht.» Professor Pieper aus Münster i. W. sprach über die Hoffnung

des Märtyrers und der Endkatastrophe. Es sei nicht mehr möglich, die apokalyptische Dimension der Geschichte zu ignorieren. Was immer auch dem Märtyrer zustossen würde, so würde er kein Wort gegen die Schöpfung äussern; während der Agnostiker die irdische Welt immer mehr verachte. Der Christ müsse der wirklichen Welt hellsehend gegenüberstehen; selbst inmitten der Hoffnungslosigkeit höre er nicht auf, in sich die Struktur der Hoffnung zu besitzen. —

«Haben die Christen eine irdische Hoffnung?» Darüber sprach zuerst André Latreille vom historischen Standpunkt aus. Er behandelte die verschiedenen Epochen, ganz besonders die französische Revolution und die soziale Epoche von 1820/70, sowie die entsprechenden Kämpfe der Kirche. Man kann diesen Teil mit den Worten Ozanams zusammenfassen: «Der Ruhm der Kirche liegt nicht darin, regiert, sondern darin, gekämpft zu haben.» Zur heutigen Epoche und dem uns alle beschäftigenden Thema des Kommunismus sagte er: «Der Kommunismus wird sich so lange ausbreiten, so lange die Masse der Christen in der Theorie geistig, und materialistisch in der Praxis ist.» — Auch der junge Professor des «Institut Catholique», Louis Salleron, sieht im «marxistischen Klima» in der Christenheit ein Hauptübel. — Für François Mauriac besteht unsere Mission darin, «das Feuer zu unterhalten, das der Herr auf dieser Erde anzündete, das Feuer, das die Tiere fliehen und die kalten Herzen anzieht.» In dieser Generation, die unter dem Zeichen des Absurden lebe, seien die Christen die letzte Chance der Menschheit.

Unter dem Titel «Wissenschaft und Technik, Hoffnung der Menschheit» stand der vierte Tag. Für den berühmten Physiker und Mitarbeiter de Broglies, André George, hat die Wissenschaft «zu viele Tugenden, als dass sie nicht christlich sein könne.» Man müsse aber von dem Hause der Wissenschaft den Mythos derjenigen fernhalten, die glauben, die Wissenschaft sei fähig, alles zu lösen. Auch bei ihr käme alles auf den Menschen an; man könne z. B. mit dem Radio die Menschen verdummen, oder aber Schiffbrüchigen zu Hilfe kommen, und die Luftbrücke nach Berlin habe den Frieden gerettet. — Auch Pater Ducattillon O. P. wies in seinem Referat mit Nachdruck darauf hin, dass es in der Wissenschaft vom Menschen abhängt, ob die Menschheit ein normal konstituiertes Wesen oder ein Monstrum werde. Die Wissenschaft würde zugleich gewisse Bedürfnisse erfüllen oder erwecken; sie degradiere und erhebe zu gleicher Zeit. Gewiss sei die Beherrschung der Natur die Realisierung der Hoffnung, aber eine wesentliche Achse des Christentums sei die Gewissheit, dass die Vollendung der Schöpfung sich nur durch die Erlösung erfülle. Für den Präsidenten der wissenschaftlichen Akademie von Paris ist die Entwicklung der Wissenschaft und der Technik nicht ein Rückschritt, sondern ein Zeichen des Reifwerdens der Menschheit. Die Pflicht des Menschen sei, an der Verwirklichung eines neuen Gleichgewichtes zu arbeiten; die Pflicht des Christen aber sei, die wissenschaftlichen und technischen Unternehmungen mit dem Geist der Übernatur zu erfüllen, um so den Aufstieg der Menschheit zu fördern.

Am fünften Tag beherrschten die Juristen das Podium mit dem Thema «Die Verteidigung der Persönlichkeit». Für Professor Le Bras sind die Juristen allzu oft irrealistisch und ermangelten einer Philosophie. Die Menschenrechte seien nicht ohne tiefere Begründung zu erreichen, die letzten Endes immer nur Gott sein könne. — Jean Rivero, Professor in Poitiers, vergleicht auf das minutiöseste die beiden Erklärungen über die Menschenrechte von 1789 und 1946. Die beiden Imperative der Sicherheit und der Freiheit würden sich ergänzen, aber auch zugleich abtossen. Das Konzept sei daher durch den Empirismus ersetzt worden. «Die Erklärungen von heute zeigen, dass der Mensch sich dessen bewusst wurde, was der Christ seit langem allein wusste: Nämlich dass alle

Versprechungen nicht halten, wenn sie von ihrer Wurzel abgeschnitten sind. In der Aktion müsse der Christ eine Totalansicht vom Menschen haben und die Grenzen kennen, die nicht überschritten werden dürfen; vom Gedanken aus weiss er, woher und wohin alle Freiheit geht.» — Interessant waren die Ausführungen des Spaniers Santa Maria aus San Sebastian. Nach ihm hat die Geschichte auf Grund des Bildes der geteilten Welt eine zu juristische und diplomatische Konzeption der menschlichen Persönlichkeit geschaffen. Der Staat könne nicht alles sein. Als Vater, Familienmutter oder als Kirchendoktor liebe man ihn durchaus nicht. Man müsse eine menschlichere und christlichere Konzeption von der Person und ihres Schicksals haben. Die wirkliche Hoffnung dürfe die Tragik nicht ignorieren. — Sehr richtig wies der Advokat des Appellationsgerichtes von Paris, Chérin, darauf hin, dass viele Ungerechtigkeiten ihre Ursache in der Gleichgültigkeit des Publikums hätten; eine loyale Gewissensprüfung würde das Ausmass unseres Egoismus in dieser Hinsicht blosslegen.

Das Thema «Krieg und Friede und die Hoffnung» folgte. Für Joseph Folliet, den bekannten Vorsitzenden der «Sozialen Woche», steht es im Zentrum unseres Lebens. Nichts Dauerhaftes und Tiefes sei ohne die Hoffnung möglich. Für Jean Baboulène, den Direktor des «Témoignage Chrétien», ist die «christliche Friedensfront unzusammenhängend und zerbrechlich» gegenüber den Forderungen der Massen zugunsten des Friedens. Die Atmosphäre einer zwar nicht im Kriege, aber unter Waffen stehenden Welt sei die Ursache einer inneren Bedrohung der Demokratie. Von dieser Ursache aus versuche man die sozialen Reaktionen zu rechtefertigen, durch die die Enterbten zuerst und am meisten zu leiden hätten. Wir müssten alle Forderungen der Pax Christi unterschreiben und halten, darüber hinaus aber müssten wir gegen die sozialen Tendenzen kämpfen, die die Armen zuerst vernichten würden. — André Fontaine, einer der Redakteure der Zeitung «Le Monde», bemerkt an dieser Stelle mit Recht, dass diese bewaffnete Welt durch die Bedrohung der westlichen Hälfte von einem Gegner hervorgerufen worden sei, der seinen Einfluss ausdehnen wolle. Immerhin müssten wir hier in Frankreich «die Tendenzen eines gewaltsamen Bruches zwischen den beiden Blocks bekämpfen.» Im übrigen beginne der Friede in uns, um von dort um uns herum auszustrahlen, weshalb auch der internationale Friede unser persönliches Werk sei. — Daniel Rops nimmt in seinen Ausführungen das 5. Jahrhundert als Beispiel, um zu zeigen, dass es auch damals nur die Kirche gewagt habe, der Barbarei entgegenzutreten. Die wahrhaften Führer der Welt seien immer die Heiligen gewesen. Nachdem eine Welt zusammenbrach, wurde die Zivilisation damals gerettet, weil der Westen Christus nicht verleugnet habe. — Pater Lucien geht dem mystischen Aspekt der Hoffnung nach. Man dürfe nicht vergessen, dass die Heiligen vor allem von sich selbst «enteignet» waren, weshalb auch die Hoffnung, wie für jeden Mystiker, der der eigentliche Tatmensch sei, die «arme Frau» Léon Bloys sei. Die Hoffnung sei keine Technik, wohl aber die Seele aller Techniken.

Msgr. Felin, der Erzbischof von Paris, schloss die Tagung nach warmen Dankesworten an alle, die zum Gelingen der Woche beigetragen haben. In seinem Schlusswort sagte er unter anderem: «Im Katechismus sind zwei Fehler gegen die Hoffnung angegeben: Der Eigendünkel und die Hoffnungslosigkeit. Vor der Ernüchterung unserer Zeitgenossen müssen wir uns sagen, dass es vielleicht mehr hoffende Menschen geben würde, wenn die Christen weniger an der Welt gezweifelt hätten. — Nicht das ist ein Fehler, den Fortschritt zu wollen, wohl aber ihn ohne Gott zu wollen; wir wollen aus uns heraus das sein, was wir nur durch Gott sein können. Tausend Wahrheiten und tausend Glücksteile ergeben weder die Wahrheit noch das Glück. Zwischen der völligen Entmutigung und der ewigen Hoffnung haben wir Christen die Hoff-

nung, für die die Kirche verantwortlich ist. Deshalb müssen wir durch die Ausstrahlung unserer Hoffnung zeugen; ganz besonders die Intellektuellen, die auf ihre Zeitgenossen einen grösseren Einfluss ausüben, müssen die Täuschungen und die Schreckgespenste bekämpfen und die Hoffnungen für die ewige

Hoffnung befreien. Umfasst doch die Hoffnung Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sie ist nicht irgend etwas, sondern irgendjemand, denn sie identifiziert sich mit Christus in der Caritas.»
H. Schwann

Biblica

Die Literatur über die Bibel ist ständig im Wachsen. Im folgenden seien ein paar Neuerscheinungen nur kurz in orientierendem Sinn besprochen.

1. *Martin Buber, «Der Glaube der Propheten.»*¹ Der Verfasser, früher Professor in Frankfurt, jetzt an der hebräischen Universität in Jerusalem, ein hervorragender Kenner der hebräischen Sprache und des Alten Testaments, versteht es ausgezeichnet, auf viele Einzeltexte neues Licht zu werfen und sie aus dem Zusammenhang der jeweiligen geschichtlichen Situation und aus der Eigenart des betreffenden Propheten zu deuten. Er zeigt auch theologische und religiöse Zusammenhänge und Entwicklungen, aus denen ersichtlich wird, wie sehr im Alten Testament die gleichen Grundfragen sich immer wieder stellen. So vor allem die Frage der Theopolitik, das heisst des Verhältnisses zwischen irdischem Königtum und der Herrschaft Jahwes. Weiterhin die Frage nach der Bedeutung des Bundes und des richtigen Verständnisses oder Missverständnisses der Thora und des Wortes Gottes überhaupt.

Da aber für Buber das Christentum nicht existiert oder höchstens als Fehlinterpretation prophetischer Texte gelegentlich herangezogen wird, verschliesst er sich dem Verständnis wesentlicher Dinge der prophetischen Bücher. Das wird vor allem in der Deutung der Stellen sichtbar, die vom Messias handeln. Der Jesajas-Text über die Jungfrau, die den Immanuel gebären soll, handelt nach Buber ganz einfach von der Frau des Königs Achaz. Sie wird ihm einen Sohn gebären, der die Erwartungen erfüllt, in denen Achaz versagt. Dass die Erfüllung durch diesen Königssohn ausbleibt, stört Buber nicht. Er tut diese Schwierigkeit kurzerhand mit der Erklärung ab, dass damit dem Propheten «die Last der Enttäuschung über die Nichterfüllung der Heilsbotschaft aufgeladen» sei. Die Ebed-Jahwe-Lieder galten nach Buber ursprünglich von Kyros, dann, bei dessen enttäuschender Haltung, vom Propheten selbst, dann von all denen, die in der Linie der Gottessendung stehen, und schliesslich einfach vom Volke Israel, das den Weg des Leidens zu gehen hat. Buber lässt dabei durchblicken, dass er auch das jetzige Schicksal Israels darunter versteht. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier durch gekünstelte Deutungen der Wirklichkeit Christi aus dem Weg gegangen wird.

Es zeigt sich dabei, wie schwierig und unmöglich eine befriedigende Bibelerklärung wird, hinter der kein klarer Inspirationsbegriff steht, so dass Irrtümer in den prophetischen Schriften angenommen werden und willkürlich das Wahre vom «Falschen» geschieden wird. Und es ist weiterhin ersichtlich, dass man die Bibel nur dann richtig liest, wenn man sie als Ganzes nimmt, so dass ein Buch auch das andere erklärt, und vor allem das Neue Testament entscheidendes Licht auf das Alte wirft.

2. Von ganz anderer Art ist das interessante, anregende Buch von Jacques Guillet, «Thèmes Bibliques.»² Hier geht es nun gerade um diese Zusammenhänge und die Herausarbeitung von Grundgedanken, die sich durch die ganze Bibel hindurchziehen. Der Verfasser macht Längsschnitte von der Genesis bis zur Apokalypse und zeigt, meist vom Sprachlichen ausgehend, dass innerhalb der Bibel eine grosse Entwicklung festzustellen ist, Entwicklung nicht im Sinne von Änderung, sondern von Entfaltung.

Es wird etwa gezeigt, wie der Exodus sich auswirkt auf andere biblische Bücher, dass also beispielsweise die Befreiung von Assur als ein neues Passah gefeiert wird (Is. 10; 31 etc.), ebenso die Rückkehr aus dem Exil (Is. 43; 52, etc.). Auch im Neuen Testament spielt der Exodus eine grosse Rolle. So etwa im Aufenthalt Christi in der Wüste, dessen vierzig Tage parallel zu den vierzig Jahren des Wüstenaufenthaltes Israels dar-

gestellt sind. Oder bei Paulus, der die Taufe als Durchgang durchs Rote Meer bezeichnet, das Manna und das Wasser aus dem Felsen in Christus erfüllt sieht, usw.

Eine interessante Untersuchung gilt Satan, der zuerst als eine noch unbestimmte Macht der Versuchung gezeichnet ist, dann deutlicher eine Persönlichkeit wird, und zwar als Feind der Menschen (Job). Die völlige Klärung erfolgt erst im Neuen Testament, wo Satan entlarvt und zugleich entmachtet wird.

Die eigenartige Tatsache verfluchter Orte findet durch Guillet eine anregende Würdigung. Das ist einmal die Erde als Ganzes, die durch den Sündenfall verflucht ist. Dann im besonderen Sodom und Gomorrha, deren Verfluchung bei den Propheten und schliesslich auch von Christus aufgegriffen wird. Die Gehenna ist ursprünglich das Tal Hinnom und wird dann zum Inbegriff des Ortes der Verfluchung, zur Hölle. Umgekehrt ist das Land der Verheissung zuerst das irdische Land mit seiner materiellen Fruchtbarkeit. Dann setzt der Vergeistigungsprozess ein, durch den dieses irdische Land immer mehr zwar auch noch irdisch bleibt aber zugleich Symbol des Gottesreiches wird, bis zur Apokalypse, in der in voller Deutlichkeit der Symbolcharakter des Landes, der heiligen Stadt und des Tempels gezeichnet ist. Eine wertvolle Untersuchung gilt dem Begriff und Wort Ruach, das den Wind als Atem Jahwes bezeichnet, aber auch den Hauch des Lebens und immer deutlicher den Geist des Herrn, bis zur Ausgießung des Geistes in der Fülle, von der die Propheten reden, die Christus bringt und die dereinst am Ende der irdischen und am Anfang der neuen Zeit seine Vollendung finden wird.

Das ganze Buch ist biblische Theologie wertvollster Art.

3. Aus neutestamentlichem Schrifttum sei hingewiesen auf Daniel-Rops, dessen Buch «Jésus en son temps» nun in guter deutscher Übersetzung im Verlag der Arche herausgekommen ist.³ Der Verfasser verbindet gründliches Studium der kulturellen Verhältnisse zur Zeit Jesu mit einer feinen literarischen Grösse der Darstellung. Er verliert sich wohl da und dort etwas in Einzelheiten, aber es gelingt ihm, die Stofffülle doch so zu meistern, dass die Gestalt Jesu plastisch herausgearbeitet ist und die Ereignisse des Lebens Jesu in ihrem dramatischen Verlauf den Leser gefangen nehmen.

4. Josef Könn hat seinen verschiedenen wertvollen Bibelerklärungen nun auch eine religiöse Deutung der Apokalypse hinzugefügt unter dem Titel «Gott und Satan».⁴ Es geht dem bekannten Verfasser, der in erster Linie Seelsorger ist, vor allem um die religiöse Auswertung des apokalyptischen Textes. Vers für Vers wird erklärt und in seiner religiösen Bedeutung aufgezeigt. Zugleich aber wird jedes Kapitel im Zusammenhang des Ganzen gezeichnet. Dieser Zusammenhang ist nach Könn so, dass der erste Teil der Apokalypse die damalige Zeit zeichnet, der zweite Teil das Ende der Zeiten. Über diese Auffassung kann man verschiedener Meinung sein. Es ist mir nicht ganz ersichtlich, dass der Abschnitt über die sieben Posaunen schon «der Beginn des Gerichtes» sein soll (c. 8—11), wenn dann doch erst nachher die beiden Gegner, Satan und Gott, gezeichnet werden und erst im 14. Kapitel «die Ankündigung des Endgerichtes» erfolgt.⁵

Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass das Werk Dr. Könn für Bibelkurse und für Erklärungen der Geheimen Offenbarung auf der Kanzel wertvollste und vor allem religiös praktische Dienste leistet. Möge die katholische Bibelbewegung, welcher Josef Könn sein Buch widmet, immer weitere Kreise ziehen.
Dr. Richard Gutzwiller

³ Henri Daniel-Rops, Jesus. Im Verlag der Arche, Zürich. 750 Seiten.

⁴ Josef Könn, Gott und Satan. Benziger Verlag Einsiedeln. 448 Seiten.

⁵ Der Verfasser dieser Besprechung hat in seinem eigenen Buche über die Apokalypse: «Herr der Herrscher» (Benziger-Verlag 1951, 254 S.) den Aufbau anders gezeigt. Die Blickrichtung seines Buches gilt vor allem der Gestalt Christi, wie sie in der Apokalypse gezeichnet ist. Vgl. dazu: «Orientierung» Nr. 9, S. 105. (Red.)

¹ Martin Buber, Der Glaube der Propheten. Manesse-Verlag Zürich, 334 Seiten.

² Jacques Guillet, Thèmes Bibliques. Aubier, Edit. Montaigne Paris, 280 Seiten.

Buchbesprechungen

Rahner Karl, S. J.: Die vielen Messen und das eine Opfer. Eine Untersuchung über die rechte Norm der Messhäufigkeit. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1951. 128 Seiten, kart. DM. 3,50.

Im katholischen Frömmigkeitsleben bilden sich nicht selten fromme Meinungen, die mit der Zeit fast wie zu einem Dogma der Volkstheologie werden. Selbst manche Vertreter der Gotteswissenschaft bemühen sich dann, den fachwissenschaftlichen Unterbau zu liefern, indes andere ein gewisses Missbehagen nicht loswerden, besonders wenn eine solche fromme Theorie praktische Konsequenzen nach sich zieht. Durch das «Leben und die Praxis» gedrängt, unterzieht der bekannte Innsbrucker Theologe ein weit verbreitetes «Dogma» frommer Seelen einer eingehenden Kritik, nämlich die Überzeugung von dem besondern Wert einer möglichsten Häufung von heiligen Messen.

Als Mann des Katheders klärt Rahner zuerst in scharfsinnigen Untersuchungen einige Grundbegriffe, die gewöhnlich in ein letztes Dunkel gehüllt sind und gleichwohl zum Ausgangspunkt von weittragenden praktischen Konsequenzen gemacht werden, wie objektive und formelle Gottesverherrlichung, Kreuzesopfer, Messopfer in sich und ihrer gegenseitigen Verknüpfung. Im Licht der so gewonnenen Klarheit werden dann die landläufigen Auffassungen über die Häufigkeit der Darbringung der heiligen Messe kritisch beurteilt, d. h. in ihrer dogmatischen Unhaltbarkeit dargelegt.

Doch wichtiger ist dem Verfasser die Herausarbeitung einer positiven Norm. Dabei stützt er sich vor allem auf zwei Wahrheiten. Einestheils hat die heilige Messe, obwohl sie kultisch ein eigenes Opfer ist, ihren Bitt- und Sühnewert vom einmaligen Kreuzopfer, das von unendlichem Wert ist und erhält ihre Begrenzung diesbezüglich einzig durch die endliche Aufnahmefähigkeit der Gnadenempfänger. (Als Opfer der Kirche und einzelner Gläubigen, die dieses Gott darbringen, ist der Wert ebenfalls endlich.) Sodann betont Rahner gegenüber einer zu quantitativen und fast magischen Auffassung des «opus operatum» bei den heiligen Sakramenten und demzufolge auch beim heiligen Messopfer die ausschlaggebende Bedeutung der subjektiven Disposition des Empfängers, d. h. der *devotio*, die aber nicht bloss als eine Gefühlsstimmung angesehen werden darf. Zudem ist diese *devotio* selber auch schon eine Wirkung des Sakramentes, wenigstens teilweise. Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich als wichtige theoretische Folgerung, dass man keinen den Gnadenempfang bestimmenden Unterschied aufstellen kann hinsichtlich der Art der Teilnahme am heiligen Opfer. Ob einer das heilige Opfer ermöglicht durch ein Stipendium, ob er es als Priester selber darbringt, ob er demselben beiwohnt (sei es als Priester oder als Laie), ob dieses für ihn dargebracht wird, die Frucht, die er empfängt, hängt einzig von seiner religiösen Disposition, d. h. seiner *devotio* ab.

Aus all dem zieht Rahner nun selbstverständliche Folgerungen. Wo wegen besonderer Umstände (bei Priesterexerzitien, Kongressen usw.) die Einzelzelebration eines jeden Priesters kaum mit der entsprechenden *Devotion* vor sich gehen kann, wäre die andächtige Beiwohnung der übrigen Priester bei einer heiligen Messe vorzuziehen. (Also auch nicht Konzelebration!) Wo die gelegentliche Unterlassung der Darbringung des heiligen Opfers einem Priester für die übrige Zeit wieder mehr Andacht bringt, so wäre jene, vorausgesetzt dass nicht andere Verpflichtungen da sind, durchaus sinnvoll und zu rechtfertigen. — Der Stipendiengabe ist ein aktiv Opfernder und hat als solcher seine Frucht ohne besondere Applikation des opfernden Priesters. Mehrere «Intentionen», die man dann besser «Interzessionen» nennen sollte, schaden einander nicht, heben einander nicht auf, vorausgesetzt dass die *devotio* des Zelebrierenden für die einzelnen nicht berührt oder geschmälert wird. Selbstverständlich muss sich jeder Priester an die Stipendiumsvorschriften der Kirche halten, die aber kein dogmatisches Argument liefern können. Was sehr zu wünschen wäre, ist, dass der Priester sich die Intention des Spenders eines Stipendiums bei der Feier des heiligen Opfers auch wirklich in seiner *devotio* zu eigen mache. Für den Spender aber kommt es nicht auf die Zahl der Messen an die er stiftet, sondern auf die *devotio*, deren Ausdruck seine Gabe ist. Da es normalerweise kaum möglich ist, mehreren gleichzeitigen Messen mit wirklicher innerer Anteilnahme zu folgen, so vermehrt diese Anteilnahme weder die Ehre Gottes noch die Früchte für die eigene Seele. Ähnliches wäre zu sagen von der frommen Gewohnheit, sich in alle Messopfer einzuschließen, die an einem Tag auf dem ganzen Erdenrund gefeiert werden.

So revolutionär manche dieser Konsequenzen scheinen, so massvoll zeigt sich der Verfasser in der praktischen Formulierung. Er weiss zu unterscheiden zwischen möglicher Verwirklichung und dem Ideal. In allem lässt er sich übrigens von dem Grundsatz leiten, den er selber auf-

gestellt, dass schliesslich die *hic et nunc* mögliche *devotio* die Norm abgibt für die Häufigkeit der heiligen Messe. Wenn die eigentliche Fachkritik sich in ihren Zeitschriften geäussert und dadurch dem Verfasser die Möglichkeit geboten hat, allfällige Unklarheiten oder Missverständnisse zu klären, wäre es sicherlich zu wünschen, dass die Resultate dem gläubigen Volk *cum discretionem* zugänglich gemacht würden. Denn schliesslich soll das «*rationabile obsequium*» unser ganzes Frömmigkeitsleben bestimmen.

M. Rast.

v. Ungern-Sternberg R. und H. Schubnell: Grundriss der Bevölkerungs-Wissenschaft (Demographie). Mit 142 Tabellen, 26 Abbildungen im Text und 4 farbigen Diagrammen. Piscator-Verlag, Stuttgart, 1950, 500 Seiten.

Wer sich in den vergangenen Jahren über den neuesten Stand der Bevölkerungs-Wissenschaft orientieren wollte, war weitgehend auf fremdsprachige Veröffentlichungen angewiesen. Zudem sind umfassende Gesamtdarstellungen auf diesem heute so aktuellen Forschungsgebiet nicht leicht zu finden. Deshalb wird jeder, der häufig mit bevölkerungswissenschaftlichen Fragen in Berührung kommt, sei er Studierender, Verwaltungsmann oder Sozialpolitiker, dieses ausgezeichnete demographische Handbuch in deutscher Sprache mit Freude begrüssen. Eine verantwortungsbewusste Bevölkerungspolitik kann sich nicht mit propagandistischen Einseitigkeiten und Schlagworten begnügen, sondern verlangt ein sachliches Wissen um die vielgestaltigen Tatsachen und Probleme auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens. So wird das vorliegende Werk in seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und ethisch durchaus positiven Grundhaltung für manchen eine geradezu unentbehrliche Hilfe bedeuten.

Der erste Teil des Buches führt den Leser ein in den Begriff der Bevölkerung und die Methoden zur Feststellung des Bevölkerungsstandes. Dabei wird der Darstellung der Volkszählung besondere Aufmerksamkeit geschenkt, in der Technik ihrer Durchführung wie auch in der Auswertung ihrer Ergebnisse: Feststellung der Bevölkerungs-Entwicklung, räumliche Verteilung der Bevölkerung, soziale Gebilde (Familie, Haushaltung), natürliche, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Merkmale der Bevölkerung. — Der Behandlung der natürlichen Bevölkerungsbewegung werden in einem zweiten Teil mehr als 300 Seiten eingeräumt. Darin erhalten alle wichtigen Fragen ihre Beantwortung, die um Ehe und Familie, Geburt und Sterben, Bevölkerungswachstum und Bevölkerungswendungen kreisen. — Der dritte Teil ist der räumlichen Bevölkerungsbewegung, d. h. den Fragen der internationalen Wanderungen und der Binnenwanderung gewidmet, während der vierte Teil den Einfluss des Krieges auf die Bevölkerung untersucht. — Abschliessend wird noch eine mehr kursorische Übersicht über Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik in Vergangenheit und Gegenwart geboten.

Es liegt auf der Hand, dass die Verfasser angesichts der Fülle des zu behandelnden Stoffes eine gewisse Auswahl treffen und sich in manchen Fragen auf Hinweise und Literaturangaben beschränken mussten. Besonderen Wert legten sie dagegen auf eine ausführliche Erörterung der bevölkerungsstatistischen Methoden und Ergebnisse, weil heute weniger denn je auf die Statistik als das Mittel zur exakten Erkenntnis der sozialen Massenerscheinungen verzichtet werden kann. So vermittelt uns der Grundriss — ohne ein statistisches Lehrbuch ersetzen zu wollen — wertvollen Einblick in das Zustandekommen und damit die Bedeutung bevölkerungsstatistischer Zahlen, wie z. B. Geburts- und Fruchtbarkeitsziffern, Sterbetafeln, bereinigte und unbereinigte Lebensbilanz der Völker, Brutto- und Netto-Reproduktionsziffern. Das hierfür ausgiebig verwendete internationale Zahlenmaterial wurde weniger unter der Rücksicht des neuesten Standes als jener der typischsten Beispiele ausgewählt, welche die Tatbestände und Entwicklungen am klarsten und anschaulichsten hervortreten lassen.

Einen gross besonderen Vorzug des Grundrisses sehen wir darin, dass die Verfasser sich nicht mit rein statistischen Feststellungen und Erklärungen der Tatsachen begnügen, sondern auch immer wieder in soziologischer Betrachtungsweise die Frage nach deren Ursachen und Zusammenhängen stellen. Und zwar geschieht dies durchgehend mit grosser geistiger Aufgeschlossenheit und verantwortungsbewusster Gründlichkeit. So ist den Ursachen der modernen Ehezerüttung ein eigenes Kapitel gewidmet, dessen sachliche Behandlung überzeugend wirkt. Ein anderes Kapitel setzt sich ausführlich mit den angeblichen und wirklichen Ursachen des Rückgangs der Geburten- und Kinderzahl auseinander, um anschliessend die erzieherischen, politischen, wirtschaftlichen und geistigen Folgen dieser Erscheinung zu behandeln.

Zahlreiche Tabellen und Schaubilder ergänzen in wertvoller Weise

den klar und allgemeinverständlich abgefassten Text, während ein ausführliches Personen- und Sachregister den Gebrauch des Buches als Nachschlagewerk erleichtert.

Im Vorwort schreiben die Verfasser: «Das Bevölkerungsproblem als solches... ist seit langem nicht mehr ein Problem einzelner Staaten, sondern ein solches der Erdteile, ja der ganzen Erde. Wer seine Bedeutung verstehen will, muss die im einzelnen wirksamen Kräfte, ihr Zusammenspiel und ihre Entwicklungsrichtung kennen. Einen Einblick in diese Zusammenhänge zu geben ist die Aufgabe des vorliegenden Grundrisses.» Und — so möchten wir hinzufügen — die Lösung dieser Aufgabe ist dem hier vorliegenden Werk in hervorragender Weise gelungen. Stö.

Die heutige Nummer ist eine Doppelnummer 12/13. Dafür erfolgt Mitte Juli keine Ausgabe. Nr. 14/15 erscheint als Doppelnummer am 31. Juli. Nr. 16 am 31. August.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseraten-Aufnahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 140.—, Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Et/Rh., c/c. No. 86047 Strasbourg.

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Seit langem wurde sie erwartet
Groß ist das allgemeine Interesse
Jetzt ist sie da!

NEUE ILLUSTRIERTE ZEITUNG

DIE WOCHEN

Sie hängt an jedem Kiosk!

Urteilen Sie selbst!

Abonnements durch Administration DIE WOCHE Oftten

FERIEN UND ERHOLUNG IM WALLIS

HOTELS SEILER ZERMATT

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp (2213 m ü. M. Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee (2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitenaustausch

Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor der Seiler-Hotels, Telefon (028) 771 04.

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp
Prospekte durch FAMILIE CATHREIN

GLETSCH:

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

○ 2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

FERIEN UND ERHOLUNG IM TESSIN

HOTEL ORSELINA LOCARNO

Neu renoviert, modern, aber heimelig. In unmittelbarer Nähe der Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Gut eingerichtet für Gesellschaften und Vereine. Sorgfältig geführt durch

A. Amstutz-Borsinger, Inh.

Verlangen Sie Prospekte oder telefonische Auskunft durch: Locarno: (093) 7 12 41 — Bürgenstock: (041) 6 83 06 — Thalwil (051) 92 06 03.

SCHLOSS-HOTEL LOCARNO

Das gediegene, komfortable Familienhotel, 45 Betten, mit allem modernen Komfort. Locanda Ticinese aus dem XV. Jahrh. Lift. Grosser Garten. Garage. Zeitgemässe Preise.

Tel. (093) 7 23 61

Leitung: F. Helbling-Zwald, Inh.

TERRASSE-HOTEL «AL SASSO»

Orselina-Locarno

bei Madonna del Sasso. Auch für kurzen Aufenthalt geeignet. Hochzeiten, Vereine. Tel. (093) 7 34 54

Verlangen Sie Prospekte

J. Bolli-Jost's Erben